

**Hamburger Arbeiten  
zur Allgemeinen  
Erziehungswissenschaft**

**Eine Auswahl exzellenter  
Qualifikationsschriften**

**Nr. 8**

**Der ‚neue Mittelstand‘  
im Deutschen  
Kaiserreich  
– Identitätsbildung im  
Kontext familialer und  
berufsbezogener  
Sozialisation**

**Institut für Allgemeine  
Erziehungswissenschaft  
Fakultät für Geistes-  
und Sozialwissenschaften**

**Helmut-Schmidt-  
Universität/ Universität  
der Bundeswehr Hamburg**

Ralf-Konrad Fuchs

Der ‚neue Mittelstand‘ im Deutschen Kaiserreich – Identitätsbildung im Kontext  
familiärer und berufsbezogener Sozialisation

Hamburger Arbeiten zur Allgemeinen Erziehungswissenschaft Nr. 8  
01/2012

URL: <http://opus.unibw-hamburg.de/volltexte/2012/2972/>

Am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Helmut-Schmidt-Universität (UniBw Hamburg) entstehen alljährlich einige Qualifikationsarbeiten, die weit über den Durchschnitt hinausragen und es verdient haben, einem breiteren Publikum zugänglich gemacht zu werden. Die vorliegende Reihe *Hamburger Arbeiten zur Allgemeinen Erziehungswissenschaft* dient dazu, exzellente Bachelor-, Master- und Diplomarbeiten vorzustellen. Die Herausgeber/innen möchten hiermit nicht nur jene – mit der Bestnote bewerteten – Schriften präsentieren, die als Beispiel und Vorbild für zukünftige Qualifikationsarbeiten dienen können. Sie sind auch der Überzeugung, dass eine jede dieser *Hamburger Arbeiten zur Allgemeinen Erziehungswissenschaft* einen eigenen, großen oder kleinen, Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion leistet.

Herausgeber/innen:

Prof. Dr. Mechthild Gomolla

Prof. Dr. Carola Groppe

PD Dr. Gerhard Kluchert

Prof. Dr. Arnd-Michael Nohl

Prof. Dr. Lutz R. Reuter

Prof. Dr. Markus Rieger-Ladich

Prof. Dr. Alfred K. Tremel

© The copyright of the paper stays with the author.

Helmut-Schmidt Universität  
Universität der Bundeswehr Hamburg

Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften  
Professur für Erziehungswissenschaft, insbesondere Historische Bildungsforschung

Studiengang Bildungs- und Erziehungswissenschaften

Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des akademischen Grades  
*„Master of Arts“*

# **Der ‚neue Mittelstand‘ im Deutschen Kaiserreich – Identitätsbildung im Kontext familiärer und berufsbezogener Sozialisation**

(The ‚new middle class‘ in the German Empire – formation of identity in the context of  
family and professional socialization)

von Ralf-Konrad Fuchs

Datum der Abgabe: 29.08.2011

Erstgutachterin: Prof. Dr. Carola Groppe

Zweitgutachter: PD Dr. Gerhard Kluchert

*„Das sind ein paar Tatsachen. Sie umreißen notdürftig das Gebiet, in das diese kleine Expedition gehen soll, die vielleicht abenteuerlicher als eine Filmreise nach Afrika ist.“<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup> Kracauer 1929/1971, S. 15

## Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b> .....	5
1.1 Relevanz des Themas .....	5
1.2 Forschungsstand .....	6
1.3 Fragestellung und Forschungsinteresse .....	8
1.4 Aufbau .....	10
<b>2. Das methodisches Analysemodell: Die Begriffe Milieu, Sozialisation und Identität</b> .....	12
<b>3. Vorüberlegungen zum Begriff und zur Konstitution des ‚neuen Mittelstands‘ im Deutschen Kaiserreich</b> .....	23
<b>4. Der ‚alte Mittelstand‘ – Handwerk und Kleinhandel</b> .....	29
4.1 Allgemeine Entwicklung .....	29
4.2 Bildung und berufliche Sozialisation .....	31
4.3 Familiäre Sozialisation .....	36
4.4 Öffentlichkeit und Freizeit .....	40
4.5 Zwischenfazit .....	42
<b>5. Arbeiter und Bauern als Aufstiegsaspiranten der unteren sozialen Milieus</b> .....	45
5.1 Allgemeine Entwicklung .....	45
5.2 Bildung und berufliche Sozialisation .....	46
5.3 Familiäre Sozialisation .....	51
5.4 Öffentlichkeit und Freizeit .....	56
5.5 Zwischenfazit .....	58
<b>6. Das Bürgertum – bürgerliche Ideale als Orientierungsmuster in der Gesellschaft des Deutschen Kaiserreichs</b> .....	60
<b>7. Das Milieu des ‚neuen Mittelstands‘ – Sozialisationsbedingungen und Identitätsbildung zu Beginn der klassischen Moderne</b> .....	66
7.1 Allgemeines – Entwicklungslinien von Bürokratie und neuem Mittelstand .....	66
7.2 Berufliche Sozialisation im ‚neuen Mittelstand‘ .....	69

7.3	Familiale Sozialisation im ‚neuen Mittelstand‘ .....	85
7.4	Freizeitverhalten und berufsständische Interessenvertretung .....	94
<b>8.</b>	<b>Fazit – Die soziale und kollektive Identität des ‚neuen Mittelstands‘ unter reflektierter Betrachtung der familialen und beruflichen Sozialisation .....</b>	<b>109</b>
	Quellenverzeichnis .....	1166
	Literaturverzeichnis .....	1166

### **Abbildungsverzeichnis**

*Abbildung 1, S. 28:* Ausgangskategorien zur Konstitution

*Abbildung 2, S. 48:* jährliche Arbeitseinkommen der Arbeiterschaft

*Abbildung 3, S. 67:* Belegschaftszahlen in Siemens-Unternehmen

*Abbildung 4, S. 68:* Angestelltenzahlen im Vergleich

*Abbildung 5, S. 68 f.:* Anteil der staatlichen Zivilbediensteten

*Abbildung 6, S. 71:* Übersicht der Einkommensentwicklung

## 1. Einleitung

### 1.1 Relevanz des Themas

Der ‚neue Mittelstand‘ als wissenschaftlicher Begriff, ist in der bisherigen Forschungsliteratur größtenteils als diffuse Umschreibung einer neuen gesellschaftlichen Gruppe verwendet worden, die sich durch soziale und wirtschaftliche Veränderungsprozesse im Deutschen Kaiserreich konstituierte. Thomas Nipperdey bezeichnet den ‚neuen Mittelstand‘ als soziale Zwischenschicht<sup>2</sup> – als Milieu zwischen Proletariat und Bürgertum, dessen Kern vor allem durch die entstehende soziale Gruppe der Angestellten, sowie den kleinen und mittleren Beamten gebildet wird. Diese spezielle Lagerung veranlasste Historiker wie Hans-Ulrich Wehler oder Heinz-Gerhard Haupt den Begriff des Kleinbürgertums zu verwenden, worin die *gleichzeitige Nähe und Distanz* zu bürgerlichen zum Ausdruck gebracht werden sollte. Die Nähe drückt sich vor allem durch die Konkurrenz der unterschiedlichen Gruppen des ‚neuen Mittelstandes‘ im höheren Schulwesen mit Teilen des Bürgertums aus.<sup>3</sup> Dies wird durch zunehmenden Wohlstand und sozialer Mobilität innerhalb der Gesamtgesellschaft gefördert. Aufstiegsdynamiken aus dem ‚alten Mittelstand‘ – den Handwerkern und Kleinhändlern – und Bevölkerungsteilen der proletarischen Milieus bewirken Veränderungen der gesellschaftlichen Struktur. Die Bedeutung der im Kaiserreich einsetzenden soziostrukturellen Wandlungsprozesse ist bis heute in unserer, durch den Mittelstand geprägten Gesellschaft, zu erkennen. Dennoch ist die Beschreibung des ‚neuen Mittelstands‘ im Kaiserreich schwierig – er konstituierte sich aus einer Vielzahl von sozialen Milieus, sowie unterschiedlichen Berufsgruppen und ist als vereinheitlichter Begriff nur schwierig zu verwenden. Zumal die Herausbildung dieses völlig neuen Milieus intergenerativ stattfand und einer Vielzahl äußerer Faktoren, wie den technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen des Kaiserreichs, ausgesetzt war. In diesem Zusammenhang beschreibt Thomas Nipperdey die besondere Möglichkeit zur Entwicklung eines neuen Milieus in der wilhelminischen Gesellschaft: „Insgesamt kann man sagen, daß die deutsche Gesellschaft mit ihrem starken sozialen Gefällen, ihren vielen Unterscheidungen, ihren status- und bildungsbezogenen Abgrenzungen für die Entwicklung einer Sonderklasse mit ihrem Sonderbewußtsein besonders geeignet war.“<sup>4</sup> Trotzdem wird in der Literatur der Begriff des ‚neuen Mittelstandes‘ meistens nur beiläufig verwendet – größtenteils

---

<sup>2</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 374

<sup>3</sup> Vgl. Groppe 2001, S. 24

<sup>4</sup> Nipperdey 1994, S. 378



konzentrieren sich die Untersuchungen auf die Gruppe der Angestellten. Dies tat bereits Siegfried Kracauer am Ende des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, der angelehnt an Werner Sombart feststellte, dass die deutschen Städte keine Industriestädte, „sondern Angestellten- und Beamtenstädte seien“<sup>5</sup>. Die Bedeutung und Wahrnehmung dieser Gruppen in der Gesellschaft scheint demzufolge sehr beachtlich gewesen zu sein, sodass die Ausprägung eines solchen Milieus bereits im Kaiserreich wahrnehmbar gewesen sein muss. Im folgenden Abschnitt wird nun der aktuelle Forschungsstand zum ‚neuen Mittelstand‘ dargestellt und als Grundlage der vorliegenden Arbeit analysiert.

## 1.2 Forschungsstand

Bei der Betrachtung der Forschungsliteratur fällt als erstes auf, dass ein deutliches Forschungsdesiderat in Bezug auf den ‚neuen Mittelstand‘, als neu entstehendes Milieu im Deutschen Kaiserreich, besteht. Es gibt Literatur, die den Mittelstandsbegriff im Kaiserreich aufgreift – dann aber oftmals nur bei der Beschreibung des aufkommenden Angestelltenmilieus<sup>6</sup> oder Prozessen der sozialen Mobilität<sup>7</sup>. Es existieren derzeit keine Publikation, die den ‚neuen Mittelstand‘ als Gesamtmilieu analysieren. Im Gegensatz dazu gibt es zum Bereich der Angestelltenforschung eine große Bandbreite an Aufsätzen und Monographien. Hierzu bietet Günther Schulz mit seinem Werk ‚Die Angestellten seit dem 19. Jahrhundert‘ einen ersten Überblick. Zum thematischen Einstieg empfiehlt<sup>8</sup> Kocka darüber hinaus Günter Hartfiels ‚Angestellte und Angestelltengewerkschaften in Deutschland‘. Des Weiteren bieten viele Abhandlungen eine quantitativ-statistische Beschreibung der Angestelltenschaft. Exemplarisch zu nennen sind für diesen Bereich die Arbeiten von Toni Pierenkemper zum Arbeitsmarkt und der Qualifikationsstruktur von Angestellten im Kaiserreich. Insgesamt existiert ein deutliches Ungleichgewicht: Es gibt viel Forschungsliteratur zur beruflichen Situation der Angestellten und den entsprechenden Rahmenbedingungen, jedoch wenig zu den Lebensverhältnissen und der familialen Sozialisation. Demensprechend markieren die Familie als primäre Sozialisationsinstanz und das Alltagsleben im ‚neuen Mittelstand‘ ein Forschungsdesiderat der Historischen

---

<sup>5</sup> Kracauer 1929/1971, S. 15

<sup>6</sup> Vgl. hierzu Nipperdey 1994, S. 374 f., Wehler 2008, S. 740 f., König 1991, S. 23 f., Fehrmann/ Metzner 1981, S. 34 f., Hartfiel 1961, S. 104 f. und Kocka 1981, S. 12 f.

<sup>7</sup> Vgl. Kaelble 1983

<sup>8</sup> Vgl. Kocka 1981, S. 230

Bildungsforschung.<sup>9</sup> Andererseits gibt es zahlreiche Studien zu Unternehmen, wie Siemens in Berlin von Jürgen Kocka, den Maschinenfabrikanten Augsburg und Nürnberg von Rupieper, sowie Felten und Guillaume von Günther Schulz. Dieses Ungleichgewicht betont auch Reinhard Spree: „Ebenso wichtig ist das Fehlen einer wenigstens größere Ausschnitte des Alltagslebens erfassenden, systematischen historischen Beschreibung von typischen Verhaltensmustern und Wertorientierungen abgrenzbarer Teile der Angestelltenschaft.“<sup>10</sup> Ein ähnliches Bild ergab sich auch bei der Sichtung von Literatur zum Beamtentum, insbesondere der kleinen und mittleren Beamten. Diese bürgerlichen Mittelschichten fanden bei der Analyse von familialen Bedingungen nur wenig Berücksichtigung. Im Gegensatz dazu existieren für den ‚alten Mittelstand‘ sowie der Gruppen der Arbeiter und Bauern eine relativ große Auswahl an Publikationen. Die deutsche Sozialgeschichte war lange Zeit vor allem durch Studien zur Arbeiterschaft dominiert.<sup>11</sup> Dies gilt sowohl für den Bereich der Arbeitssituation, als auch für die Analyse der familialen Lebensweise – exemplarisch kann hier der Sammelband von Heidi Rosenbaum ‚Formen der Familie‘ oder die Monografie von Ritter und Tenfelde ‚Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914‘ aufgeführt werden.

Darüber hinaus kann für den ‚neuen Mittelstand‘ auf relativ wenig Quellenmaterial zurückgegriffen werden. Archivierte Erinnerungen existieren weitestgehend nur für das Bürgertum oder die Arbeiterbewegung des proletarischen Milieus. Zu nennen ist hier beispielsweise das Buch von Jürgen Manthey ‚Proletarische Lebensläufe‘ oder der Band von Rudolf Pörtner ‚Kindheit im Kaiserreich‘.

Informationen über den politischen Stellenwert des ‚neuen Mittelstands‘ lassen sich darüber hinaus von einer 1908 veröffentlichten Analyse zur Fürsorge der konservativen Partei für den Mittelstand vom Hauptverein der Deutsch-Konservativen oder der Prozess zur Verabschiedung der Sonderversicherung für Angestellte ableiten. Zudem erlaubt die ausführliche Beschreibung der Entwicklung der Berufsverbände unterschiedlicher Berufsgruppen des ‚neuen Mittelstands‘ einen Einblick in berufsständische Organisationsformen.

Anknüpfend an den Forschungsstand zur beruflichen und familialen Sozialisation, als zentrale Prozesse der Identitätsbildung im mittelständischen Milieu, wurde auch die

---

<sup>9</sup> Vgl. Caruso et al. 2010, S. 9

<sup>10</sup> Spree 1981, S. 280

<sup>11</sup> Vgl. Hettling 2009, S. 219

aktuelle Forschungsliteratur nach geeigneten Begriffsdefinitionen untersucht. Hier zeigte sich, dass der Milieubegriff – wie er beispielsweise von Hradil oder Gippert beschrieben wird – besonders zur thematischen Bearbeitung geeignet ist. Außerdem wurde sich an Identitätskonzepten von Groppe oder Klein orientiert, welche den Habitusbegriff von Pierre Bourdieu ergänzen. Besonderer Schwerpunkt lag dabei auf der theoretischen Verknüpfung der Begriffe Identität, Sozialisation und Milieu. Hierzu wurden theoretische Ansätze von Arnd-Michael Nohl sowie Jutta Ecarius und Katrin Wahl aufgegriffen.

Insgesamt kann der Forschungsstand in Bezug auf Sozialisationsprozesse und der individuellen, sowie kollektiven Identitätsentwicklung im ‚neuen Mittelstand‘ als äußerst lückenhaft bezeichnet werden. Somit trägt die vorliegende Arbeit zur wissenschaftlichen Analyse dieses relativ unerforschten Themengebietes bei.

### **1.3 Fragestellung und Forschungsinteresse**

Schon 1929 fragte Siegfried Kracauer: „Kann danach der Glaube aufrechterhalten werden, daß die Angestelltenschaft so etwas wie ein ‚neuer Mittelstand‘ sei?“<sup>12</sup> Diese Frage wird für die vorliegende Arbeit etwas erweitert. Die wachsende Angestelltenschaft stellte zwar den Kern dieses neu entstehenden Milieus dar, darüber hinaus zählten durch verschiedene Bestimmungsfaktoren aber auch andere Gruppen dazu. Diese werden im dritten Kapitel ausführlich erörtert. Folglich steht der ‚neue Mittelstand‘ als junges, soziales Milieu im Deutschen Kaiserreich im Fokus des Forschungsinteresses. Grundlage zur Formulierung zentralen Fragestellung ist dabei die Tatsache, dass Gesellschaften sozial differenziert sind. Zur Beschreibung dieser Differenzierung diente bisher der ökonomische Begriff der Klasse, der die Stellung im kapitalistischen Produktionsprozess beschreibt und somit die Gesellschaft kategorisierte. Dies ist jedoch nicht die einzige Möglichkeit eine Gesellschaft differenziert zu beschreiben, zumal ökonomische Abgrenzungen mit einer sehr statischen Analyseperspektive einhergehen.

Thomas Nipperdey postuliert, dass Individuen sich voneinander unterscheiden und mehr sein wollen als andere.<sup>13</sup> Folglich müssen andere Dimensionen außerhalb des statischen Klassenbegriffs gefunden werden, die zur Beschreibung von Unterschieden

---

<sup>12</sup> Vgl. Kracauer 1929/1971, S. 13

<sup>13</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 414

dienlich sind. Beispielsweise kulturell-soziale Unterschiede. „Kulturelle Gemeinsamkeiten machten – übers ökonomische Hinaus – die Gemeinsamkeit der Klasse aus.“<sup>14</sup> Dementsprechend müssten bestimmte Abgrenzungsprozesse durch die Herausbildung kultureller Gemeinsamkeiten auch bei der Entstehung eines ‚neuen Mittelstandes‘ beobachtbar sein. Gleichzeitig benötigen diese Abgrenzungsprozesse einen Orientierungspunkt, der zur sozialen, wie kollektiven Identitätsentwicklung und somit gleichzeitig zur sozialen Differenzierung beiträgt. Die detaillierte Beschreibung dieser sozialen Differenzierung ist ein bekanntes historisches Problem<sup>15</sup> und soll durch diese Arbeit in Ausschnitten beschrieben werden.

An diesem Problem orientiert sich das Erkenntnisinteresse. Als Beitrag im Bereich der Historischen Bildungsforschung sollen Sozialisationsprozesse für den ‚neuen Mittelstand‘ präzisiert dargestellt werden. Dabei geht es vor allem darum, die Persönlichkeitsentwicklung, das heißt auch die Identitätsbildung, innerhalb des ‚neuen Mittelstandes‘ nachzuvollziehen. Somit lautet die Fragestellung dieser Arbeit:

*Entwickelte der ‚neue Mittelstand‘ im Deutschen Kaiserreich eine kollektive Identität und wie lässt sich diese charakterisieren? Welche Wirksamkeit hatte dabei die familiale und berufliche Sozialisation des Individuums? Was waren entscheidende Faktoren innerhalb des Sozialisationsprozesses?*

Die genannte Fragestellung unterliegt einer komplexen Analyse verschiedenster Variablen, die in den folgenden Ausführungen noch einmal präzisiert werden.

Wie Nipperdey bereits feststellte, sind konstituierende Merkmale einer Klasse nicht nur ökonomische Faktoren. Deshalb wird innerhalb der vorliegenden Arbeit der Milieubegriff gewählt, welcher im zweiten Kapitel ausführlich dargestellt wird. Folglich ist ein Anliegen der Arbeit, die konstituierenden Gruppen des ‚neuen Mittelstandes‘ und deren Identitätsentwicklung darzustellen. Zur Analyse des Selbstverständnisses werden Gemeinsamkeiten des Milieus in Form von Werteprioritäten, Sprache, Sinninterpretationen, Wohnsituation, Konsum-, und Kleidersitten, Geselligkeitsformen oder der Familienstil untersucht, die durch Sozialisation im familialen, sowie beruflichen Umfeld, gefördert werden. Familienstil umschließt für diese Arbeit sowohl Erziehungsziele, als auch Erziehungsstile und der zugrunde liegende Werte- und Normenkanon innerhalb des Familienlebens. Darüber hinaus sind innerfamiliäre

---

<sup>14</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 416

<sup>15</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 414

Beziehungsmuster und Geschlechterrollen von Interesse. Des Weiteren ist die *Verknüpfung* von familialer und beruflicher Sozialisation Gegenstand der Untersuchung. Im Bereich der beruflichen Sozialisation ist die Analyse der Faktoren Einkommen, der Stellung von Arbeitnehmern gegenüber den Prinzipalen, Arbeitsbedingungen und Arbeitsumfeld, sowie die Entwicklung eines beruflichen Arbeitsethos innerhalb des ‚neuen Mittelstandes‘ von Interesse. Als ein dritter Aspekt werden die Organisationsformen im öffentlichen Bereich untersucht. Dazu zählen das Freizeitverhalten, das Vereinswesen, sowie die berufsständische Interessenvertretung. Dabei ist die Verknüpfung dieser drei Ausprägungen öffentlichen Lebens sinnvoll. Das Vereinswesen kann folglich als Verbindungsachse zwischen Freizeitgestaltung und der Arbeit innerhalb von Berufsverbänden angesehen werden. Dieses Vorgehen dient dazu, festzustellen, inwiefern öffentliche Organisationsformen zur Festigung oder dem Ausbau einer kollektiven Identität geeignet waren.

Diese verschiedenen Analysedimensionen tragen zu der Verdichtung eines allgemeinen Bildes bei, dass den ‚neuen Mittelstand‘ in Bezug auf Prozesse der Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung adäquat beschreibt. Die Konstitution dieses Bildes durch die Analyse von Lebensstilen erklärt Nipperdey ähnlich: „Vieles davon gerann zum Status oder war als Status überliefert.“<sup>16</sup> Somit ist vor der Beschreibung einer kollektiven Identität, die soziale Identität, welche durch Familie und Beruf geprägt wird, entscheidend. Nötig ist dabei auch die Untersuchung anderer konstituierender Herkunftsmilieus. Das heißt es gilt zu hinterfragen, inwiefern traditionelle Milieus, wie der ‚alte Mittelstand‘ und die Arbeiterschaft, durch Aufstiegsmobilität den Charakter und das Verhalten des ‚neuen Mittelstands‘ prägten und welchen familialen und beruflichen Sozialisationsprozesse dort wirksam waren. Außerdem dient die Beschreibung der angrenzenden Milieus zur Kontrastierung von sozialisatorischen Unterschieden.

#### **1.4 Aufbau**

Die vorliegende Arbeit ist in acht, aufeinander aufbauende, Kapitel gegliedert. Im ersten Kapitel geht es vor allem darum, den allgemeinen Forschungsstand in Bezug auf den ‚neuen Mittelstand‘ darzustellen, sowie die zentrale Fragestellung und das Forschungsinteresse detailliert zu beschreiben. Das sich anschließende zweite Kapitel erläutert dann das methodische Vorgehen. Dieses Kapitel baut vor allem auf dem

---

<sup>16</sup> Nipperdey 1994, S. 416

erläuterten Forschungsinteresse auf – so werden zentrale Begriffe der Arbeit, wie Identität, Milieu und Sozialisation, definiert und in den notwendigen theoretischen Zusammenhang gesetzt. Im dritten Kapitel wird dann noch einmal separat der Begriff ‚neuer Mittelstand‘ untersucht. Darüber hinaus werden, in Vorbereitung auf die darauffolgenden Kapitel, die typischen Herkunftsmilieus des ‚neuen Mittelstands‘ herausgearbeitet. Diese werden im vierten und fünften Kapitel detailliert analysiert. Hierbei wird zuerst der Kern des ‚alten Mittelstands‘ – das Handwerk und der Kleinhandel – dargestellt. Das genannte Kapitel gliedert sich in mehrere Abschnitte. Zuerst werden die allgemeinen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und milieuspezifischen Entwicklungen aufgezeigt, um in Anschluss die berufliche und familiäre Sozialisation zu beschreiben. Der vorletzte Abschnitt zeigt dann die öffentlichen Organisationsformen, wie beispielsweise das Vereinswesen und die Freizeitgestaltung, auf. Die Reihenfolge ist dabei bewusst gewählt: Innerhalb dieser Arbeit wird davon ausgegangen, dass die beruflichen Rahmenbedingungen sehr stark auf das familiäre Zusammenleben einwirken und dieses determinieren. Öffentliche Organisationsstrukturen festigen dann das, durch Sozialisation erworbene, Selbstverständnis. Im Hinblick auf den Stellenwert der beruflichen und familialen Sozialisation hat die Reihenfolge jedoch keine Bedeutung. Im fünften Kapitel wird die Arbeiterschaft mit derselben Abschnittstruktur analysiert. Kontrastierend werden parallel die Unterschiede zwischen Arbeiterschaft, sowie der kleinen und mittleren Bauern aufgezeigt, da ein kleiner Anteil des ‚neuen Mittelstands‘ auch aus der Bauernschaft stammte. Das sechste Kapitel skizziert daran anschließend noch einmal kurz das bürgerliche Wertesystem und den bürgerlichen Lebensstil. Hier geht es vor allem um die Darstellung des moralischen Bürgerbewusstseins in Bezug auf Familie und Beruf. Dieses Vorgehen dient dazu, die mittelständische Orientierung an bürgerlichen Idealen konkret nachvollziehen zu können – zudem stammt ein Teil des ‚neuen Mittelstands‘ als ‚Absteiger‘ auch aus dem bürgerlichen Milieu. Das Hauptkapitel versucht dann die berufliche und familiäre Sozialisation, unter Berücksichtigung und Kontrastierung der Ergebnisse bezüglich der Herkunftsmilieus, darzustellen. Somit erhält die Arbeit auch einen leicht explorativen Charakter, um die bisher wenig erforschte Identitätsentwicklung durch familiäre und berufliche Sozialisation, sowie dessen Festigung durch öffentliche Organisationsformen, besser zu analysieren. Ein Gesamtfazit, welches die Fragestellung der Einleitung noch einmal aufgreift und die Erkenntnisse aus dem Hauptkapitel fokussiert darstellt, schließt die Arbeit ab.

## 2. Das methodische Analysemodell: Die Begriffe Milieu, Sozialisation und Identität

Bei der Entwicklung eines methodischen Vokabulars und Instrumentariums bedarf es der ständigen Ausrichtung an der bildungshistorischen Perspektive, welche sich bereits in der aufgeführten Fragestellung widerspiegelt. Darüber hinaus müssen jene wissenschaftlichen Begriffe, die innerhalb dieser Arbeit als methodische Basis verwendet werden, dem Anspruch genügen, der Untersuchung von Prozessen der individuellen und kollektiven Persönlichkeitsentwicklung und deren formalen und non-formalen Voraussetzungen<sup>17</sup> dienlich zu sein. Die Herausbildung der Identität und des Selbstverständnisses der Angestellten, sowie des ‚neuen Mittelstandes‘ insgesamt, wird in der vorliegenden Arbeit als ein solcher Prozess angesehen. Der Beginn dieser Entwicklung lässt sich dabei nicht eindeutig verorten. Innerhalb dieser Arbeit ist der Untersuchungszeitraum das Kaiserreich 1871 bis 1918 – gerade am Anfang der Epoche haben die vermutlichen Herkunftsmilieus, welche im weiteren Verlauf einer genaueren Definition bedürfen, wahrscheinlich einen großen Einfluss gehabt. Der ‚neue Mittelstand‘ jedoch, wird insbesondere ab der Frühphase der ‚klassischen Moderne‘<sup>18</sup> etwa 1880/90 betrachtet. Ab diesem Zeitpunkt ist der ‚neue Mittelstand‘ ein fester Bestandteil der Gesellschaft – so liegt die Anzahl der Angestellten ab etwa 1887 beispielsweise deutlich über der der Arbeiterschaft.<sup>19</sup>

Der erste Begriff der zur Beschreibung der dynamischen gesellschaftlichen Entwicklungen, insbesondere der Neubildung einer sozialen ‚Lage‘, dient, ist der des *Milieus*. Bisher wurde von Historikern wie Hans Ulrich Wehler oder Pierre Bourdieu mit dem Klassenbegriff gearbeitet. Wehler beschreibt den Prozess der Klassenbildung mit dem Zusammenschluss von Marktklassen zu sozialen Klassen, dessen Grenzen mit Verlauf der Industrialisierung im Kaiserreich weiter vertieft wurden. Diese Aufspaltung würde dann, durch innere Homogenisierung, die klare Identifizierbarkeit großer sozialer

---

<sup>17</sup> Vgl. Caruso et al. 2010, S. 5

<sup>18</sup> Der Begriff der klassischen Moderne stammt aus der Literaturwissenschaft und wird auch in der Geschichtswissenschaft verwendet. Die zugrunde liegende These besagt, dass neben politischen Veränderungen, *kontinuierliche* soziale und kulturelle Entwicklungen stattfinden. Geprägt wurde der Begriff, welcher die Zeitspanne zwischen 1880 und 1930 beschreibt, durch den Alltagshistoriker Detlev Peukert. Die ‚klassische Moderne‘ wird charakterisiert durch kapitalistische Wirtschaft und industrielle Klassengesellschaft; rational Staatsorganisation mit bürokratischen Apparaten; eine wissenschaftlich-technische Weltbemächtigung sowie dem Trend zur rationalisierten Lebensführung, vgl. dazu Frie2004, S. 113

<sup>19</sup> Vgl. Schulz 2000, S. XI.

Klassen herbeiführen, wie Wehler in Anlehnung an Max Weber beschreibt.<sup>20</sup> Dazu gehören Arbeiterschaft, das Kleinbürgertum, die Intelligenz und Fachgeschultheit sowie die Besitzenden und Bildungsprivilegierten. Maßgebend für die Unterscheidung der Klassen sind ökonomische Faktoren wie Einkommen und Vermögen. Außerdem bestimmt die soziale, politische und kulturell-ideologische Dimension soziale Ungleichheit und Klassenstruktur und bildet die klare Separation weiter aus.<sup>21</sup> Im Gegensatz zu diesem Konzept der sozialen Klassen, wird der Milieubegriff zunächst dadurch charakterisiert, dass er weniger scharf eingrenzt und zu dem objektiven Faktoren, subjektive Empfindungen, wie beispielsweise die entsprechende Mentalität von unterschiedlichen Familien, berücksichtigt. Zudem wertet er den sozio-kulturelle Bereich generell auf.<sup>22</sup> Deswegen haben neuere Milieubegriffe die Grundvorstellung vom Menschen „inmitten (,au milieu de‘) und geprägt von seiner sozialen Umgebung“<sup>23</sup>. In der Wissenschaft, insbesondere bei Sozialstrukturanalysen, wurde der Milieubegriff ab dem zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts, zum Beispiel durch Stefan Hradil und Michael Vester, geprägt<sup>24</sup> – das der Begriff keineswegs neu ist, zeigen Konzepte aus dem 19. Jahrhundert von Émile Durkheim, Auguste Comte und Hippolyte Taine. Hradil analysierte Ende der 1980er Jahre Vor- und Nachteile einschlägiger Klassen-, Schicht- und Lagemodelle zur Darstellung sozialer Ungleichheit. Dabei versucht er theoretische Grenzen, die beispielsweise der Klassenbegriff durch die scharfe Trennung durch objektive Faktoren vollzieht, durch den Milieubegriff zu reduzieren<sup>25</sup>. Hradil argumentierte, dass sich Lebensformen jenseits von Klassen- und Schichtzugehörigkeit bilden – dabei werden die *objektiven Lebensbedingungen*<sup>26</sup> durch *subjektive Interpretationen* geprägt.<sup>27</sup> Zur Konkretisierung: Als objektive Lebensbedingungen bezeichnet Hradil beispielsweise Wohnort, Beruf oder finanzielle Mittel, als subjektive Faktoren bestimmte Einstellungen, Absichten und wertegebundene Bedürfnisprioritäten.<sup>28</sup> Diese Grundannahme übernehmen auch

---

<sup>20</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 702 f.

<sup>21</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 703

<sup>22</sup> Vgl. Weber-Menges 2004, S. 374

<sup>23</sup> Hradil 1987, S. 165

<sup>24</sup> Neuere Texte zur Milieutheorie verweisen fast immer auf Hradil, vgl. dazu exemplarisch Bohnsack 1998, S. 96

<sup>25</sup> Kritik am Milieubegriff bezieht sich meist darauf, dass er als Terminus zu schwammig sei, vgl. dazu Gippert 2009, S. 37

<sup>26</sup> Hradil kritisiert einleitend das Konzept sozialer Lagen, weil dieses nur die objektiven Lebensbedingungen zur Erklärung sozialer Ungleichheit benutzt. Er betont, dass Sozialstrukturkonzepte die gegebenen Rahmenbedingungen immer kontextualisieren müssten, vgl. dazu Hradil 1987, S. 158 f.

<sup>27</sup> Vgl. Hradil 1987, S. 162 und Bohnsack 1998, S. 96

<sup>28</sup> Vgl. Hradil 1987, S. 161



Vester et al. 1993. Für sie sind soziale Milieus alltagsweltliche Lebenszusammenhänge aus objektiven gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Dispositionen.<sup>29</sup> Hradil definiert seinen Milieubegriff schließlich wie folgt: „Unter ‚Milieu‘ wird im Folgenden eine Gruppe von Menschen verstanden, die solche äußeren Lebensbedingungen und/oder inneren Haltungen aufweisen, aus denen sich gemeinsame Lebensstile herausbilden.“<sup>30</sup> Das heißt, dass sich ein Milieu immer erst durch ein Kollektiv konstituiert und der ähnlichen Lebensführung eine bestimmte ‚innere Haltung‘ vorausgehen muss. Hierbei entsteht ein erster wichtiger Anknüpfungspunkt für die Erweiterung des methodischen Konzepts und den Milieubegriff dieser Arbeit zur Analyse des Selbstverständnisses des ‚neuen Mittelstands‘ um die Begriffe Habitus und Identität.<sup>31</sup> Diese Verknüpfung deuten auch Vester et al. in einem analytischen Modell zum Milieubegriff an. Dabei rücken sie den Effekt der gestaltenden sozialen Kohäsion innerhalb von Milieus in den Vordergrund und definieren dazu drei analytische Ebenen. Diese beinhalten zum einen die sinnstiftende *Vergemeinschaftung* durch Familie, Freundschaften, Nachbarn und Vereine. Zum anderen umfasst die *Vergesellschaftung* die Spezialisierung von Arbeit und die Entwicklung von Bürokratien sowie Aktivitäten in Verbänden und Parteien. Zuletzt sind *Lebensstile und Mentalitäten* bedeutsam für die Herausbildung von Deutungs- und Handlungsmustern und prägen die ersten beiden Ebenen somit mit.<sup>32</sup> In der letzten analytischen Ebene lässt sich die Anlehnung an das Habituskonzept, durch das Aufführen von ‚Lebensstilen und Mentalitäten‘, als wichtige Bestandteile des Milieus erkennen. Die klare Teilung der Ebenen wird in der vorliegenden Arbeit nicht offen angewendet, findet jedoch automatisch Beachtung in der Analyse des Angestelltenmilieus.

Den beschriebenen Zusammenhalt durch gemeinsame Lebensstile bringt Arnd-Michael Nohl in etwas abgewandelter Form zum Ausdruck. Er beschreibt die *Kultur* des praktischen Lebens innerhalb kollektiver Zugehörigkeiten als Milieu. Dabei lässt sich der Kulturbegriff parallel auf alle drei analytischen Ebenen von Vester et al. transferieren, beziehungsweise konstituiert sich die Kultur des Milieus aus den Ebenen der *Vergemeinschaftung*, *Vergesellschaftung* und den wirkenden Lebensstilen und Mentalitäten. Noch stärker als Hradil betont Nohl für die Gegenwart, die Wirkung der subjektiven Wahrnehmung und inneren Haltung als Selbstverständnis stiftende

---

<sup>29</sup> Vester et al. 1993, S. 124

<sup>30</sup> Hradil 1987, S. 165

<sup>31</sup> Wie hier von Hradils Milieubegriff abgeleitet, kommt auch Nohl zum gleichen Schluss: „Dieser Milieubegriff lässt sich mit Bourdieus Begriff des Habitus verbinden [...]“, Nohl 2007, S. 166

<sup>32</sup> Vgl. Vester et al. 1993, S. 131

Faktoren. Diese inhärenten, gemeinsamen Erfahrungen werden als ‚kollektive Erlebnisschichtung‘ bezeichnet.<sup>33</sup> Wichtig ist sowohl für die vorliegende Arbeit, als auch für den Milieubegriff von Hradil und Nohl, dass gemeinsame Erfahrungen beziehungsweise Eindrücke objektiver Lebensbedingungen nicht gemeinsam erlebt werden müssen. Sie sind somit homolog.<sup>34</sup> Dies bedeutet grob skizziert, dass beispielsweise die Büroarbeit von Angestellten sowohl bei Siemens, bei Felten und Guillaume als auch bei den Maschinenfabrikanten Augsburg und Nürnberg ähnlich empfunden wird und zu gleichartigen ‚Erlebnisschichtungen‘ führen kann. Nohl beschreibt das Milieu gleichzeitig als einen sozialen Ort der Menschen miteinander verbindet – eine Konjunktion.<sup>35</sup> Aus dem homologen Charakter lässt sich ableiten, dass die örtliche Dimension nicht das unmittelbare Beisammensein meint, sondern vielmehr das gelegentliche informelle Aufeinandertreffen unter den gleichen Sozialisationsbedingungen.

Weiterführend gilt, dass Milieus durch Lebensstile unterschieden werden können. Die Möglichkeit der Unterscheidung manifestiert sich dann in den von Hradil formulierten Funktionen sozialer Milieus. Dabei ist die in den Vordergrund gestellte Funktion die der *Ungleichheitswirkung*. Im Lebensstil der Milieus werden nach Hradil ungleiche Lebensbedingungen gefestigt. „Milieus sind daher nicht nur Vermittler mit einer gewissen Eigenständigkeit der Gestaltungskraft, sondern zugleich eigenständige Gestalter: Produzenten ungleicher Lebensbedingungen für andere Mitglieder der Gesellschaft. Milieus produzieren Ehrerbietung und Verachtung, Ausschluß und Integration, Privilegien und Diskriminierungen, Vertrauen und Vorurteile.“<sup>36</sup> Diese Vorstellung kann ebenfalls auf die Gesellschaft des Kaiserreichs übertragen werden. Gerade Abgrenzungs- und anlehrende Orientierungsbemühungen lassen sich durch die Verwendung des Milieubegriffs erklären und darstellen.

Die zweite von Hradil genannte Funktion beschreibt die regulierende Wirkung, also den Kohäsionscharakter, sozialer Milieus. Es handelt sich dabei um die Angleichung oder Ungleichgestaltung von subjektiven und objektiven Faktoren innerhalb von spezifischen Milieus, aber auch außerhalb. Thematisch aufbereitet bedeutet dies beispielsweise, dass Angestellte mit niedrigerem Einkommen (objektiver Faktor) durch Verzicht trotzdem die gleichen Konsumgüter erwerben (subjektiver Faktor

---

<sup>33</sup> Vgl. Nohl 2007, S. 148

<sup>34</sup> Vgl. Nohl 2007, S. 148

<sup>35</sup> Vgl. Nohl 2007, S. 148

<sup>36</sup> Hradil 1987, S. 167

Bedürfnisprioritäten) wie besser verdienende leitende Angestellte. Es kommt zur Angleichung des objektiv Möglichen und zur Ausprägung eines in Facetten homogenen Milieus.

Zusammengefasst eignet sich der Milieubegriff insbesondere deswegen für die Darstellung des ‚neuen Mittelstandes‘, weil das Milieu eine relativ homogene Lebenswelt abbilden kann, dessen Angehörige eine spezifische Kollektivmoral ausprägen und „sie auf diese Weise zu einer charakteristischen Gleichförmigkeit der alltäglichen Lebensgestaltung erzieht.“<sup>37</sup> Entscheidend sind für die Ausprägung die ‚innere Haltung‘, sowie die daraus resultierenden Lebensstile. Der Milieubegriff beschreibt das Kollektiv innerhalb der Gesellschaft des Kaiserreichs, das sich durch ähnliche Wertorientierungen, Lebensziele, Lebensweisen, Freizeitmotive, alltagsästhetische Neigungen und vor allem Konsumorientierungen konstituiert und sich gleichzeitig über reale, erkennbare soziale Zusammenhänge differenziert. Dabei entfaltet das Individuum seine Individualität eingebettet im Kollektiv.<sup>38</sup> Gippert verweist bei der Verwendung des Milieubegriffs darauf, zwischen historischen und modernen Milieus zu unterscheiden und hält dazugehörige Konzepte für unvereinbar. „Die großen Milieus des Kaiserreichs und der Weimarer Republik erstreckten sich weitgehend auf die gesamte Gesellschaft. Sie waren Generationen übergreifend, wobei die ‚Vererbung‘ nicht nur durch primäre (familiäre) und sekundäre (schulische) Sozialisation erfolgte. Milieuspezifische Organisationen, insbesondere ein ausdifferenziertes Vereinswesen, bildeten das Rückgrat dieser Struktur.“<sup>39</sup> In der vorliegenden Arbeit wird dieses Modell für das Milieu des ‚neuen Mittelstandes‘ erweitert. Es wird der Standpunkt vertreten, dass die Komplexität der Herausbildung eines ‚neuen Mittelstandes‘ gerade durch familiäre Sozialisation und die Sozialisation durch Bildungsprozesse im Vordergrund stehen, da das festigende Vereinswesen als Resultat vorangegangener primärer und sekundärer Sozialisationsprozesse angesehen werden kann. Es findet demnach eine andere Gewichtung der entsprechenden Sozialisationsinstanzen statt. Nur damit ist die Entstehung einer besonderen emotionalen Qualität der Milieuzugehörigkeit<sup>40</sup> zu erklären. Gippert führt dazu exemplarisch den Topos ‚von der Wiege bis zur Bahre‘ an – dieses Ideal einer milieuspezifischen Identifikation kann, anders als er argumentiert, zumindest in der Entstehungsphase nicht überwiegend durch Organisationen

---

<sup>37</sup> nach Gippert 2009, S. 35

<sup>38</sup> Vgl. Nohl 2007, S. 149

<sup>39</sup> Gippert 2009, S. 37

<sup>40</sup> Vgl. Gippert 2009, S. 37

geschaffen werden, weil die entsprechenden Rahmenbedingungen zunächst entstehen müssen. Somit ähnelt die Entwicklung des ‚neuen Mittelstands‘ in diesem Aspekt der Herausbildung von modernen Milieus, da es sich von den vorherrschenden, starren Klassen des Kaiserreichs unterscheidet. Charakteristisch sei bei der Entwicklung von modernen Milieus, dass auf ältere Traditionen zugegriffen wird und es während eines Generationswechsels zu Neubildungen und Anlehnungen kam. Das heißt neben familialer Vererbung sind auch Selbstzuordnungsprozesse sowie Auf- und Abstiegsdynamiken zu berücksichtigen. Es ist demnach wichtig für die fortdauernde Existenz eines neu entstehenden Milieus, aufgezeigte konstituierende Merkmale über Generationen hinweg durch Sozialisation zu tradieren. Dies ist auch für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit entscheidend. Grundmann unterstreicht dieses Argument durch die Erkenntnis, dass „sozialisatorische Interaktionen zutiefst durch den Umstand gekennzeichnet [sind], dass mit ihnen Erfahrungen der generativen Verbundenheit einhergehen. Diese Erfahrungen ergeben sich aus der Tatsache, dass wir in eine bereits bestehende Welt geboren werden bzw. in Beziehung zu Menschen treten, die diese Vorwelt repräsentieren“<sup>41</sup>. Durch das Milieu entsteht also ein soziokultureller Rahmen der Sozialisation, durch den über Generationen eine Identität der Zugehörigkeit geformt wird.

Wie bereits angedeutet wurde, bedarf es der Verknüpfung weiterer Begriffe um Prozesse der kollektiven Persönlichkeitsentwicklung für den ‚neuen Mittelstand‘ erfassbar zu machen. Die von Hradil beschriebene innere Haltung wird in dieser Arbeit durch die Begriffe Identität und Habitus ersetzt und in enger Verbindung mit dem mittelständischen Milieu betrachtet. In den Ausführungen zum Milieubegriff wurde herausgestellt, dass insbesondere homogene *Lebensstile* als Identifikationskriterium herangezogen werden können. An dieser Stelle lässt sich die Verbindung zum Habitus-Begriff nach Pierre Bourdieu herstellen, denn er betont als ‚Leistung‘ des Habitus die Konstitution eines Raumes der gewisse *Lebensstile* umfasst. Diese würden durch die Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen und dessen unterschiedliche Bewertung durch den ‚Geschmack‘ definiert.<sup>42</sup> Die Eigenschaft ist entscheidend für die Abgrenzung verschiedener sozialer Milieus<sup>43</sup> bis auf die Ebene des Individuums – der

---

<sup>41</sup> Grundmann 2006, S. 122

<sup>42</sup> Vgl. Bourdieu 1979/1996, S. 278

<sup>43</sup> Bourdieu arbeitet hier jedoch mit dem Klassenbegriff, dem eine radikalere Trennschärfe zugrunde liegt. Die strukturierende Struktur bezieht sich demnach auf die Verinnerlichung der Teilung in soziale Klassen, was wiederum die Wahrnehmung und Konstruktion logischer sozialer Klassen in der

Habitus erhält die Funktion der „strukturierenden Struktur“<sup>44</sup>. Bourdieu beschreibt in diesem Zusammenhang den Habitus als etwas Erworbenes – die inkorporierte, gleichsam haltungsmäßige Disposition.<sup>45</sup> Dabei umfasst der Habitus vier unterschiedliche Dimensionen: Eine moralische (Ethos), eine körperliche (Hexis<sup>46</sup>), eine kognitive (Eidos) und eine ästhetische.<sup>47</sup> Für die wissenschaftliche Analyse der Genese und des Selbstverständnisses des ‚neuen Mittelstands‘ ist der Habitusbegriff jedoch nur eingeschränkt zu verwenden. Beispielsweise kann die Hexis als Ensemble dauerhafter Körperhaltungen und -bewegungen nicht rekonstruiert und gedeutet werden – dies bezieht sich sowohl auf die Ebene des Individuums, als auch auf das Gesamtmilieu. Im Gegensatz dazu kann das Ethos als Moraleinstellung und grundlegendem Charakter, sowie das Eidos als kognitive Dimension teilweise, skizziert werden. Hierzu ist es nötig, durch den Vergleich auf familialer, individueller Ebene Rückschlüsse auf ein Gesamtmilieu zu ermöglichen. Ecarius und Wahl bestätigen in diesem Zusammenhang die Auffassung Bourdieus, dass die Familie den Ausgangspunkt gesellschaftlicher Positionierungschancen darstellt und somit den Habitus eines Gesamtmilieus prägt.<sup>48</sup> Dieses Verfahren ist ferner bei der Untersuchung von ästhetischen Wahrnehmungen möglich, hierbei bedarf es ebenfalls der Hinzunahme von Vergleichsdimensionen wie zum Beispiel das Konsumverhalten benachbarter Milieus, also dem Bürgertum oder der Arbeiterschaft.

Somit wird der Habitusbegriff innerhalb dieser Arbeit als strukturierendes und modifizierbares Konstrukt für in der Familie impliziert vorhandene Selbstverständlichkeiten und Routinen im alltäglichen Denken und Handeln begriffen, ohne dass alle Dimensionen explizit erfasst werden können. Vielmehr wird insbesondere der Aspekt der Habitusentwicklung aufgenommen. „Habitusentwicklung, begriffen als jeweils spezifische Aneignung des Sozialen, ist also die Bündelung komplexen Erfahrungswissens und die Vernetzung von Dispositionen, die die handelnden Subjekte aufgrund ihrer bisherigen Tätigkeiten in der Welt sich aneignen,

---

Gesellschaft bedeutet – also als eine Art dialektische Spezifikation sozialer Lagen durch das Individuum und seinem Habitus.

<sup>44</sup> Bourdieu 1979/1996, S. 279

<sup>45</sup> Vgl. Bourdieu 1997, S. 62

<sup>46</sup> Der Begriff ‚Hexis‘ erhält bei Bourdieu eine andere Bedeutung als der ursprünglich aristotelischen ‚gefestigten Grundhaltung‘, die mit dem Habitus nahezu gleichgesetzt werden konnte, vgl. dazu Bourdieu 1997, S. 61 f.

<sup>47</sup> Vgl. Ecarius/ Wahl 2009, S. 14

<sup>48</sup> Vgl. Ecarius/ Wahl 2009, S. 14

modifizieren und transformieren.“<sup>49</sup> Gerade die Modifikation von Dispositionen als eine Art Habitusmetamorphose ist für die Untersuchung der dynamischen Herausbildung eines völlig neuen Milieus aus unterschiedlichen Lebensformen und Milieuzugehörigkeiten besonders interessant. In dieser Arbeit ist die Veränderung der Lebenspraxis aufeinanderfolgender Generationen, zum Beispiel durch die Abkehr oder Transformation des ‚familialen Kulturebenes‘, also die familiäre Sozialisation insgesamt, und der Einfluss sekundärer Sozialisationsinstanzen wie Schule und Beruf, von besonderem Interesse zur Beschreibung der Lebensstile des ‚neuen Mittelstands‘.<sup>50</sup> So kann der familienspezifische, bildungsbezogene Habitus einer Familie des ‚alten Mittelstandes‘ im Kaiserreich zur sozialen Platzierung in einem völligen neuen Milieu beitragen. Wie bereits angedeutet, dient der Habitusbegriff also zur umfassenden Darstellung des Familienhabitus und der milieuspezifischen Reproduktionslogik.

Um das in der Fragestellung formulierte Selbstverständnis adäquat analysieren und beschreiben zu können, wird der Begriff ‚Identität‘ als Hauptanalyse dimension verwendet, die parallel zum Habitusbegriff einen subjektorientierten Zugriff sowohl auf das Individuum, als auch auf das Milieu zulässt. Diese Möglichkeit beschreibt Klein 2005 mit den Begriffen der kollektiven und personalen Identität.

Eine Wechselbeziehung beider Identitätsformen, die innerhalb unterschiedlichster Gemeinschaftsbezüge entsteht, bestimmt die eigene Selbstdefinition. Diese ist schließlich das Ergebnis der Interaktion zwischen Individuum und der Wahrnehmung der jeweiligen Umwelt.<sup>51</sup> Das heißt, dass sich die personale Identität zunächst aus der eigenen Wahrnehmung und Interpretation der Umwelt herausbildet. Anschließend entsteht eine kollektive Identität, zum Beispiel die des ‚neuen Mittelstandes‘, auf dem *Fundament* der personalen Identität – sie ist dann das Ergebnis von Interaktionen, Rollen<sup>52</sup> und Symbolen, die zusätzlich auf gemeinsamen Überzeugungen und Ansichten fußt.<sup>53</sup> Dementsprechend sind zur Bestimmung des Selbstverständnisses des neuen mittelständischen Milieus – also der Identität – zuerst die personale Identitätsstruktur der Mitglieder zu untersuchen. Diese formiert sich folglich durch die in der Familie erlangten Wertvorstellungen, verschiedenen Rollenverhalten und

---

<sup>49</sup> Ecarius/ Wahl 2009, S. 18

<sup>50</sup> Ecarius/ Wahl 2009, S. 19

<sup>51</sup> Vgl. Klein 2005, S. 28

<sup>52</sup> Der Zusammenhang der Vielzahl sozialer Rollen die das Individuum einnehmen kann, bestimmt dabei die eigene Identität signifikant, vgl. dazu Groppe 2004, S. 32

<sup>53</sup> Vgl. Klein 2005, S. 28

Interaktionen in Beruf und der Freizeit. Temporal sind dabei sowohl die Gegenwart, als auch die Vergangenheit und die Zukunft konstitutiv. Klein definiert Identität insgesamt wie folgt: „Identität ist somit ein Substrat aus individuell und kollektiv bestimmten Vergangenheitsbewusstsein, Gegenwartsempfinden und Zukunftsprojektion und drückt sich in einer (relativen) Konstanz und Einheitlichkeit von Verhaltensweisen, Mentalitäten und ideellen Orientierungen aus, die den geschichtlichen Wandel (relativ stabil) überstehen.“<sup>54</sup> Angelehnt an Hurrelmann akzentuiert Groppe 2004 nochmals das *selbstreflektierte Bewusstsein*, dass auch hier durch die Interaktion und Teilhabe an sozialen Gruppen und Prozessen entsteht.<sup>55</sup> Das heißt, im Gegensatz zum eigenen Habitus, der schwierig von einem selbst, bewusst erfasst werden kann, ist dem Individuum die eigene Identität bei einer reflektierten Betrachtung durchaus gewahr. Konträr zu Klein beschreibt Groppe Identitätsbildung als „flexibel und als lebenslang unabgeschlossene Tätigkeit des Subjekts“<sup>56</sup>. Diese Eigenschaft ist auch für die Verwendung der vorliegenden Arbeit sinnvoll. Würde davon ausgegangen, dass ein Großteil der Identität des Kindesalters unverändert erhalten bliebe, ließe sich die Veränderung der Identität und des Habitus im Hinblick auf den Aufstieg (oder auch Abstieg) in ein neues Milieu, welches zweifellos die eigene Identität verändert, nicht beschreiben. Dementsprechend ist Identität zwar durchaus von Kontinuität geprägt, allerdings kann hierbei von einer kontinuierlichen Entwicklungsdynamik der Identität gesprochen werden. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Unterscheidung zwischen der Ich-Identität und der sozialen Identität. Während die Ich-Identität die Biographie des Individuums beschreibt, also den persönliche ‚Lebenslauf‘, bezieht sich die soziale Identität auf die Teilhabe des Individuums am sozialen Raum.<sup>57</sup> Anknüpfend an die Ausführungen zum Begriff Identität, bedeutet dies für die Arbeit folgendes: Im Vordergrund steht die Analyse der sozialen Identität innerhalb des ‚neuen Mittelstands‘. Hierfür sind vor allem die familiäre, berufliche sowie öffentliche Identität von Bedeutung. Dem explorativen Charakter der Arbeit geschuldet, ist eine Analyse der Ich-Identität kaum möglich. Vielmehr soll ein zusammengesetztes Modell des Identitätsbegriffes – bestehend aus der sozialen und daraus resultierenden kollektiven Identität – das Selbstverständnis des ‚neuen Mittelstandes‘ veranschaulichen.

---

<sup>54</sup> Klein 2005, S. 28

<sup>55</sup> Vgl. Groppe 2004, S. 31

<sup>56</sup> Groppe 2004, S. 32

<sup>57</sup> Vgl. Groppe 2004, S. 32

In der Gesamtheit bietet das Analysevokabular die Möglichkeit, das sozialisationsbedingte Selbstverständnis des Milieus ‚neuer Mittelstand‘ als kollektive Identität, abgeleitet von der sozialen Identität der Individuen verschiedener Herkunftsmilieus, zu beschreiben. Als wichtigste zu untersuchende Ebene gilt dabei die Familie als primäre Sozialisationsinstanz. Ecarius und Wahl betonen dazu, in Anlehnung an Bourdieu, dass Familie vor allem im „Dreieck von schulischen Abschlüssen, Familienhabitus und sozialen Milieu zu analysieren ist“<sup>58</sup>. Diese Ansicht wird innerhalb der Arbeit erweitert: Die tertiäre Sozialisation im Beruf durch Bildungsabschlüsse und Berufskarrieren zur Verbesserung der eigenen sozialen Platzierung werden zusammen mit der Freizeitgestaltung und Vereinswesen – also dem öffentlichen Verhalten – untersucht.

Diese Sozialisationsprozesse bestimmen auch die Entwicklung der sozialen Identität eines Individuums. Wie bereits beschrieben, ist die soziale Identität durch die Interaktion in der Gesellschaft und durch die verschiedenen eingenommenen Rollen geprägt, was das Vorgehen in den verschiedenen Lebensbereichen legitimiert. Konträr zu Ecarius und Wahl erhält der Habitus innerhalb der Arbeit eine untergeordnete Rolle, da nicht all seine Dimensionen erfasst werden können. Trotzdem wird parallel versucht, ausgewählte Aspekte des Habitusbegriffs, ergänzend zur Identitätsbildung, auf individueller, familialer und milieuspezifischer Ebene darzustellen.

Somit ist auch der Begriff der Sozialisation eine wichtige Analysevokabel dieser Arbeit. Sozialisation ist ein entscheidender Prozess im Rahmen der Persönlichkeitsentwicklung und umfasst die Interaktion mit der Umwelt des Individuums. Sie kann darüber hinaus durch Erziehung direkt oder indirekt gesteuert werden. Folglich werden nachwachsende Generationen also in die bestehende soziale Welt eingeführt.<sup>59</sup> Wichtig ist dabei vor allem, dass Sozialisation umweltvariabel ist. Das heißt, Sozialisation ist ein sozialer Bindungsprozess, der sich sehr flexibel unterschiedlichen Lebensbedingungen anpasst. Die Umweltvariabilität ist für diese Arbeit von entscheidender Bedeutung, da sie sich durch divergierende Formen des sozialen Umgangs, der Kommunikation sowie der unterschiedlichen Bewertung von Persönlichkeitseigenschaften in gesellschaftliche Milieus zeigt.<sup>60</sup> In der sozialen Praxis ist Sozialisation vor allem durch Interaktion gekennzeichnet. Hierdurch werden die drei untersuchten Ebenen von Familie, Bildung und Beruf sowie Öffentlichkeit maßgeblich

---

<sup>58</sup> Ecarius/ Wahl 2009, S. 21

<sup>59</sup> Vgl. Grundmann 2006, S. 17

<sup>60</sup> Vgl. Grundmann 2006, S. 22



bestimmt. Bei der familialen Sozialisation werden vor allem Erziehungsziele, Erziehungsstile, Wohnverhältnisse, Rollenverteilung und Reproduktionsverhalten berücksichtigt. Darüber hinaus bildet die berufliche Sozialisation die Basis der Identitätsentwicklung im Erwachsenenalter.<sup>61</sup> Lenzen bezeichnet berufliche Sozialisation folglich als „permanenten Prozess der Entstehung, Entwicklung und Ausbildung von Persönlichkeitsstrukturen in Auseinandersetzung mit beruflichen Anforderungen in Schule und Betrieb und/oder Hochschule während der Berufsausbildung, -fortbildung und -weiterbildung und während der Erwerbstätigkeit in allen beruflichen Positionen. Im weiteren Sinne schließt der Begriff auch die Ausbildung von Persönlichkeitsstrukturen in ungelernter Arbeit ein.“<sup>62</sup> Aufgrund dessen und der distinktiven Funktion des Berufs, erhält dieser innerhalb der vorliegenden Arbeit einen hohen Stellenwert bei zugesprochen. Die Ausprägung der Freizeitorganisation und politischen Vereinigungen wird schließlich als tertiäre Sozialisationsinstanz angesehen, die deutlich zur Verfestigung einer kollektiven, milieuspezifischen Identität beiträgt.

---

<sup>61</sup> Vgl. Windolf 1981, S. 52

<sup>62</sup> Vgl. Lenzen 1983, S. 497

### 3. Vorüberlegungen zum Begriff und zur Konstitution des ‚neuen Mittelstands‘ im Deutschen Kaiserreich

Angelehnt an das Erkenntnisinteresse der Arbeit soll in diesem Kapitel das weitere, zum Teil explorative Vorgehen für die Beschreibung des ‚neuen Mittelstandes‘ erklärt werden. Dazu soll vor allem begründet werden, welche Milieus als typische gesellschaftliche Herkunftsschichten gelten können und welche Aufstiegschancen den Mitgliedern zuteilwurden. Die soziale Mobilität wird dabei eng mit den Ausführungen des vorangegangenen Kapitels verknüpft und dient somit als Grundlage der ab dem vierten Kapitel folgenden milieuspezifischen Darstellungen.

Die Begriffe des ‚Angestellten‘ und des ‚neuen Mittelstandes‘ lassen sich für das Ende des 19. Jahrhunderts und das 20. Jahrhundert nicht in einer allgemeinen Definition beschreiben. Jürgen Kocka postuliert, dass es weder für die Weimarer Republik, noch für die Bundesrepublik Deutschland möglich war, die Angestellten – als Kern des ‚neuen Mittelstandes‘ – durch das Aufführen von Gemeinsamkeiten und den Unterschieden zur Arbeiterschaft eindeutig zu definieren.<sup>63</sup> Somit ist eine genaue Abgrenzung ebenso für das Kaiserreich scheinbar unmöglich. Ulrike Berger und Claus Offe bestätigen diesen Eindruck durch folgende Formulierung:

*„Als ein immer wieder bestätigter Befund der international und intertemporal vergleichenden sozialhistorischen und soziologischen Angestelltenforschung darf wohl die Feststellung bezeichnet werden, daß die Angestellten in ihrer Gesamtheit kaum durch irgendwelche generellen und stabilen Merkmale hinsichtlich des Inhalts ihrer Tätigkeit, ihres beruflichen und sozialen Status, ihres Organisationsverhaltens und ihres politischen Bewußtseins charakterisiert werden können. Im Kontrast zu Untersuchungen über die Industriearbeiterschaft einerseits, die Eigentümerklasse andererseits ergibt sich von den Angestellten das Bild einer ‚wesenlosen‘ ‚Nicht-Klasse‘.“<sup>64</sup>*

Dieses Bild soll nicht als Grundlage dieser Arbeit genutzt werden, unterstreicht jedoch die Schwierigkeiten vieler Abgrenzungsversuche. Im Gegensatz dazu versucht Günther Schulz trotzdem eine sehr weit gefasste Definition vorzubringen. Für ihn

---

<sup>63</sup> Kocka 1981, S. 13

<sup>64</sup> Berger/ Offe 1981, S. 38

waren Angestellte im 19. Jahrhundert eine Bezeichnung für unselbstständige<sup>65</sup> Erwerbstätige aus den unterschiedlichsten Berufen und Positionen. Dabei bezeichnet er die Übergänge zu Selbständigen, Beamten und Arbeitern als fließend.<sup>66</sup> Dies kommt auch in der umfassenderen Definition des ‚neuen Mittelstands‘ von Hans-Ulrich Wehler zum Ausdruck. Für ihn setzt sich dieser „aus industriellen, kaufmännischen, städtischen und staatlichen Angestellten, aus Subalternbeamten und Lehrern, Meistern und Technikern, nicht zuletzt aus den obersten Schichten der Facharbeiterschaft“<sup>67</sup> zusammen. Auch Nipperdey zählt die kleinen und mittleren Beamten ausnahmslos zum ‚neuen Mittelstand‘. Zumal er die Unterscheidung von Angestellten und Beamten teilweise nicht trennscharf gelingen konnte.<sup>68</sup> Gemeinsam mit dem ‚alten Mittelstand‘ aus Handwerkern und Kleinhändlern bildet diese Gruppe nach Wehler das im Duktus eher negativ behaftete ‚Kleinbürgertum‘.<sup>69</sup> Diese Zusammenfassung beider Milieus findet innerhalb dieser Arbeit zunächst keine Anwendung – sie werden getrennt betrachtet, auch weil die Abgrenzungsbemühungen des ‚neuen Mittelstands‘ sehr ausgeprägt waren.

Eine, wenn auch sehr allgemeine, trennschärfere Unterscheidung ist durch die Analyse der Arbeitssituation möglich: Grundsätzlich war die Arbeit der Angestellten nicht schmutzig oder manuell. Aus diesem Grund war es ihnen möglich, statt des Arbeitskittels Hemd und Kragen zu tragen. Zudem war ihrer Arbeit wenig routiniert und kaum quantifizierbar. Die Kontrollmöglichkeit der Arbeit unterschied sich von der, der Arbeiterschaft. Angestellte erhielten im Gegensatz zu vielen Arbeitern ein monatliches Gehalt und hatten spätestens ab 1911, mit der Einführung der Angestelltenversicherung, große Vorteile im Bereich der Sozialversicherung.<sup>70</sup> Auch räumlich waren die Angestellten getrennt von den manuell Arbeitenden. Sie wurden in Büroabteilungen von Industriebetrieben, Banken, Versicherung, Handelsunternehmen sowie staatlichen und städtischen Verwaltungsstäben separiert.<sup>71</sup> Diese innerbetriebliche Abtrennung vom proletarischen Milieu wurde ergänzt durch eine eher

---

<sup>65</sup> Die Position des Angestellten ist nicht mehr die ‚Zwischenstation‘ auf dem Weg zur Selbstständigkeit, sondern gleichbedeutend mit dem Status ‚Arbeitnehmer auf Lebenszeit‘, siehe dazu Nipperdey 1994, S. 374

<sup>66</sup> Schulz 2000, S. 1 f.

<sup>67</sup> Wehler 2008, S. 751

<sup>68</sup> Vgl. Nipperdey 1995, S. 128

<sup>69</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 751

<sup>70</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 375

<sup>71</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 758

bürgerliche (Berufs-) Mentalität. „Angestellte folgten – karg und bescheiden – dem Modell bürgerlicher Lebensführung.“<sup>72</sup>

Das breite Spektrum angestelltentypischer Positionen lässt sich demnach vordergründig durch die wachsenden betrieblichen Bürokratien von expandierenden industriellen Großunternehmen erklären. Fokussiert betrachtet, unterstützen das Wachstum des Dienstleistungssektors sowie die Zunahme von Schriftlichkeit, arbeitsteiliger Organisation, Mittel- und Großbetrieben, Warenhäuser und Filialhäuser die Arbeitsmarkchancen der Angestellten und Handlungsgehilfen.<sup>73</sup> Dementsprechend ist das Wachstum des ‚neuen Mittelstandes‘ unstrittig. Amtliche Zählungen belegen dies: Lag der Anteil der Angestellten von allen Erwerbstätigen 1882 bei 1,9 % (entspricht 307 268), wuchs dieser bis 1907 auf 5,2 % (entspricht 1 290 728) an.<sup>74</sup> Zu den knapp 1,3 Millionen Angestellten können schließlich noch etwa 400 000 Verkäuferinnen und Verkäufer, sowie 300 000 Menschen in freien Berufen gezählt werden.<sup>75</sup> Somit steigt die Mindestzahl<sup>76</sup> potentieller Angehöriger des ‚neuen Mittelstandes‘ auf circa 2 Millionen.

Thomas Nipperdey bezeichnet in diesem Zusammenhang die Ausbildung dieser „neuen bürgerlichen Zwischenschicht“<sup>77</sup> als wichtigen Prozess der sozialen Entwicklung des Kaiserreichs – die rapide zahlenmäßige Zunahme lässt sie zu einer eigenständigen Gruppe werden, die dadurch politische sowie kulturelle Macht erhält. Die Fragestellung dieser Arbeit aufgreifend, ist jedoch von besonderem Interesse, aus welchen Milieus sich der ‚neue Mittelstand‘ konstituierte – obwohl dessen soziale Herkunft außerordentlich schwierig zu ermitteln ist. Als Voraussetzung dient die Annahme, dass es sich beim Wachstum der Angestelltenschaft nicht um einen linearen Aufstiegsprozess handelte. Vielmehr war das Milieu durch eine ständige Auf- und Abstiegsdynamik geprägt.<sup>78</sup> Zudem gilt die durch die Industrialisierung geförderte Aufstiegsmobilität nicht uneingeschränkt – Hartmut Kaelble verweist auf starre Schranken im agrarischen und öffentlichen Sektor, sodass eher der industrielle Sektor als Aufstiegsschleuse diene. Exemplarisch für einen Aufstieg über mehrere

---

<sup>72</sup> Nipperdey 1994, S. 376

<sup>73</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 374

<sup>74</sup> Vgl. Schulz 2000, S. 6 und Kocka 1981, S. 17

<sup>75</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 374

<sup>76</sup> Die Gesamtzahl ist aufgrund verschiedenster Definitionen des ‚Angestellten‘ und unterschiedliche Erhebungsmethoden nicht eindeutig festzustellen, bei der aufgezeigten Anzahl handelt es sich somit um Mindestzahlen.

<sup>77</sup> Nipperdey 1994, S. 374

<sup>78</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 751

Generationen, von der agrarischen Unterschicht, wären dann die Stationen Landarbeiter, Industriearbeiter, Handwerker, mittlerer Angestellter und Unternehmer.<sup>79</sup> Dieser sehr linear beschriebene Werdegang kam, wenn überhaupt, nur selten vor. Hier kommt der bereits beschriebene Karriereendpunkt vieler Angehöriger des ‚alten Mittelstands‘ zum Ausdruck, denen der Übergang zum selbständigen Unternehmer als Handwerker nicht gelang. Wehler postuliert, dass maximal 25 Prozent der Aufsteiger zum Angestellten aus Unterschichten gekommen waren – bei Bankangestellten seien es beispielweise nur fünf Prozent gewesen. Vielmehr seien viele der Angestellten entweder aus dem ‚alten Mittelstand‘, also den Handwerkern und kleineren Händlern, gekommen oder sie bewegten sich auf horizontalen Karrierewegen vom mittleren Beamten oder Volksschullehrerfamilien zu Angestellten.<sup>80</sup> Kaelbles Aussagen stützen sich auf zeitgenössische Studien der technischen Angestellten in der Berliner Maschinen- und Elektroindustrie, der kaufmännischen Angestellten im Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband und der Angestellte deutscher Großbanken. Er verifiziert Wehlers Angaben zum Bankgewerbe und erklärt die Aufstiegsdynamik aus den unteren Schichten als relativ gering. Demnach schien der ‚neue Mittelstand‘ nach der Jahrhundertwende für untere Schichten ‚geschlossen‘ zu sein – ohne, wie bereits erwähnt, als weiterführende ‚Aufstiegsschleuse‘ zu dienen – man blieb förmlich in der Angestelltenschaft hängen. Arbeitersöhne stiegen je seltener auf, desto höher das Einkommen als Arbeiter war.<sup>81</sup> „Alle Erhebungen zeigen, daß rund die Hälfte der Angestellten Handwerker-, Kleinhändler- oder Angestelltensöhne waren; nur etwa jeder Fünfte stammte aus mittleren oder unteren Beamtenfamilien; Bauernsöhne waren noch seltener.“<sup>82</sup> Im Bereich der Volksschullehrer, als Teil der mittleren Beamten und Angehörigen des ‚neuen Mittelstandes‘, zeigt sich aus Erhebungen in Preußen vor 1914, dass auch hier nur ein geringer Anteil von sieben Prozent aus den unteren Milieus stammt. Sie kamen vielmehr aus den mittleren Milieus, also aus Lehrer- und Beamtenfamilien oder Bauernfamilien. Badische Volksschullehrer kamen hingegen öfter aus Arbeiter-, und unteren Beamtenfamilien.<sup>83</sup> Nipperdey postuliert zusätzlich, dass viele der Angestellten aus bürgerlichen Milieus stammten. So zum Beispiel Söhne von selbständigen Unternehmen, die quasi zu

---

<sup>79</sup> Vgl. Kaelble 1993, S. 43

<sup>80</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 760

<sup>81</sup> Vgl. Kaelble 1993, S. 55

<sup>82</sup> Kaelble 1993, S. 55

<sup>83</sup> Vgl. Kaelble 1993, S. 56

einer unselbstständigen Position *abstiegen*. Hierbei zeigt sich die erwähnte Dynamik der sozialen Mobilität.<sup>84</sup>

Dabei ergibt sich im Bereich der kleinen und mittleren Beamten ein weniger diffuses Bild. „Über die Herkunft und das Heiratsverhalten der kleinen und mittleren Beamten wissen wir besser als bei den Angestellten Bescheid. Nach Stichproben kam ein Drittel aus derselben Schicht und Gruppe, ein Drittel aus dem Handwerk und kleinem Gewerbe (dieser Anteil nahm mit der Zeit ab), ein Sechstel aus der kleinen Landwirtschaft [...]; ein Zehntel kam aus der Arbeiterschaft, dieser Anteil nahm zu.“<sup>85</sup>

Bei der bisherigen Betrachtung der sozialen Mobilität zeigt sich, dass für die ohnehin schwer zu definierende Gruppe der Angestellten und das Milieu des ‚neuen Mittelstandes‘ keine präzisen Aussagen zur Herkunft treffen lassen. Dafür ist die Situation, je nach Berufszweig und Wirtschaftsbereich, zu heterogen. Dabei kommen die Vorteile des Milieubegriffs zum Ausdruck, da er nicht konsequent nach verfügbarem Kapital in unterschiedliche Klassen trennt. Es lassen sich also Herkunftsmilieus identifizieren, die zur Rekonstruktion des Selbstverständnisses in Form von Identität und Habitus explorativ ausgewertet werden können. Die erste Analyse- und Kontrastkategorie ist die der Handwerker und Kleinhändler. Wie unter anderem auch Wehler beschreibt, rekrutierten sich im allgemeinen viele Angestellte des ‚neuen Mittelstandes‘ aus Aufstiegsaspiranten des älteren mittelständischen Milieus. Des Weiteren machten Arbeiter und Bauern, je nach Berufsfeld, einen Anteil von etwa 20 Prozent der Aufsteiger aus. So berichtet ein Zeitzeuge:

*„Gleichzeitig kommt aber auch Zuzug von unten, aus dem Kleinbürgerthum, sogar aus der Bauernschaft, dagegen nur verschwindenden Maße aus dem Proletariat. [...] Der Niedergang des Kleinbetriebs in Stadt und Land drängt heute die Kleinbürger und auch manchen Bauer dazu, ihren Nachwuchs, ob dazu veranlagt und geneigt oder nicht, unter allen Umständen, um jeden Preis in die Intelligenz aufsteigen zu lassen, denn dem Theil des Nachwuchses, bei dem dies nicht gelingt, droht das Versinken ins Proletariat.“<sup>86</sup>*

Zudem muss auch das bürgerliche Milieu, als Ideal der Lebensführung und Mentalität, dargestellt werden – rekrutierte sich doch ein beträchtlicher Anteil des ‚neuen

---

<sup>84</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 376

<sup>85</sup> Nipperdey 1994, S. 381

<sup>86</sup> Kautsky 1895/1991, S. 111

Mittelstandes' aus ‚Bürgern‘. Folglich verstärkte sich dadurch auch der Anspruch auf Bürgerlichkeit innerhalb des Milieus. Abbildung 1 zeigt noch einmal überblicksartig die Milieus, die zur Vervollständigung und Kontrastierung der Darstellung der individuellen und kollektiven Identität des ‚neuen Mittelstandes‘ dienen.

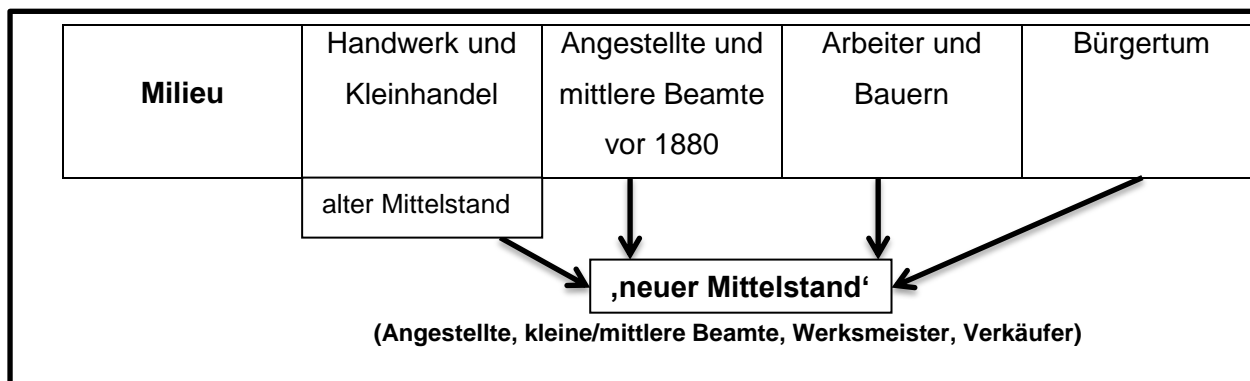


Abbildung 1: Ausgangskategorien zur Konstitution

Der Vielzahl an Definitionen geschuldet, lässt sich der ‚neue Mittelstand‘ nicht trennscharf kategorisieren. Aufgrund der Verwendung des Milieubegriffs ist das auch nicht zwingend notwendig. Innerhalb dieser Arbeit ist demnach die nicht manuelle, schmutzige Tätigkeit als *unselbstständiger* Arbeitnehmer konstituierendes Merkmal – dass die Funktionen und Arbeitsfelder vom kaufmännischen Handlungsgehilfen über den Techniker, den mittleren Beamten als Volksschullehrer oder Angestellten bei der Post, sehr unterschiedlich sind, ändert nichts an der Zugehörigkeit zum ‚neuen Mittelstand‘. Sie stehen durch räumliche Separation und durch erhebliche Unterschiede in der ‚Arbeitskultur‘ und Lebensweise im klaren Kontrast zur Arbeiterschaft. Auch unterscheidet sich der ‚neue Mittelstand‘ von vielen höheren Berufsständen der Akademiker und Unternehmer. Durch den verwendeten Milieubegriff wird diesem Umstand durch die Untersuchung der homolog erworbenen, kollektiven Identität Rechnung getragen.

## 4. Der ‚alte Mittelstand‘ – Handwerk und Kleinhandel

### 4.1 Allgemeine Entwicklung

Ähnlich wie bei den vorangegangenen theoretischen Vorüberlegungen zu den Milieus, aus denen sich der ‚neue Mittelstand‘ konstituiert, ergeben sich bei der genaueren Betrachtung der traditionellen Zweigs der gewerblichen Wirtschaft – dem Handwerk – Abgrenzungsschwierigkeiten. Eine eher pragmatische Definition versteht unter dem Handwerk „diejenige selbständige gewerbliche Tätigkeit, die mit der Person ihres Trägers unlösbar verbunden ist und bei der auf Grundlage individueller, erlernter Handfertigkeit und umfassender Werkstoffbeherrschung produziert wird (unter Ausschluß der sogenannten Urproduktion) oder Dienstleistungen (unter Ausschluß von Verkehrs- und Bewirtschaftungsleistungen) angeboten werden“<sup>87</sup>. Dabei wird durch die Definition keine Betriebsgröße vorgegeben – ein Handwerksbetrieb ist allgemein also eine Produktionsstätte, in der ein selbstständiger Handwerksmeister und -geselle Produkte herstellt. Werkzeuge und Maschinen wurden nur zur Ergänzung eingesetzt. Die Polarität der Ausprägung zeigt sich in der Bandbreite zwischen handwerklichem Nebenerwerb und handwerklichen Großbetrieben.<sup>88</sup> Ein erster, möglicher Ansatzpunkt zur strukturierten Beschreibung der Wirklichkeit kann durch die Analyse der Arbeitsverfassung des Handwerks gelingen.<sup>89</sup> Die Bewusstmachung der Arbeitsverfassung ist insbesondere für die Untersuchung der beruflichen Sozialisation des ‚alten Mittelstandes‘ von Interesse. Zunächst jedoch werden die wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen des Handwerks nach 1871 dargestellt. Das Landhandwerk kann in der nachfolgenden Analyse nicht untersucht werden, da hier nur sehr lückenhafte Erkenntnisse vorhanden sind.<sup>90</sup> Zusätzlich werden zur Oberkategorie des Handwerks auch kleine Gewerbetreibende, Krämer und Spediteure gezählt.<sup>91</sup> Folglich zählen zum ‚alten Mittelstand‘ Kleinhändler, Gastwirte und alle Formen der kleinen Selbständigen in Handel, Gewerbe und Dienstleistungen.<sup>92</sup> Da der Kern dieses Milieus allgemein das Handwerk ist, wird dies der Schwerpunkt der Betrachtung sein, bei der die anderen zugehörigen Gruppen mit eingeschlossen werden. Dabei kommt die mittelständische Position dieser Gruppen durch die in der

---

<sup>87</sup> Ritter/Tenfelde 1992, S. 272

<sup>88</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 253

<sup>89</sup> Nipperdey versteht unter der ‚Arbeitsverfassung‘ des Handwerks die Positionen Lehrling, Geselle, Meister; die Identität von Betriebsinhabern, -leiter und erstem Arbeiter, sowie die häufige Beziehung zur ‚Familienverfassung‘ des Hauses. Vgl. Nipperdey 1994, S. 253

<sup>90</sup> Vgl. Ritter/Tenfelde 1992, S. 280

<sup>91</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 750

<sup>92</sup> Vgl. Groppe 2001, S. 25



Literatur verwendete Bezeichnung des ‚Kleinbürgertums‘ zum Ausdruck<sup>93</sup> – der später zum Teil auch für den ‚neuen Mittelstand‘ übernommen wurde. Obgleich zwischen ‚alten‘ und ‚neuem Mittelstand‘ stets Abgrenzungsbemühungen durch die jeweils Zugehörigen zu erkennen sind.

Typisch für die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung des Handwerks in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ist die Bedrohung durch die scheinbar übermächtig wachsende Industrie. Der Sozialökonom Gustav Schmoller prägte dabei früh die Debatte um das dringend zu reformierende Handwerk aufgrund wirtschaftlicher und sozialer Missstände<sup>94</sup>. Parallel zu Schmollers Untersuchung erschienen zahlreiche Enqueten anderer Wissenschaftler, die teilweise sehr unterschiedliche Chancen und Entwicklungsverläufe<sup>95</sup> für das Handwerk im deutschen Kaiserreich prognostizierten.<sup>96</sup> Aus heutiger Perspektive wird deutlich, dass sich der ‚alte Mittelstand‘ in einem teilweise sehr schwierigen Umstrukturierungsprozess befand, sich aber zum Teil behaupten konnte. Diese Umstrukturierung kann durch die Analyse quantitativer Daten rekonstruiert und gleichzeitig als Bedingungsfaktor für die *Umorientierung* in andere Beschäftigungsfelder angesehen werden. In diesem Zusammenhang ist die quantitative Entwicklung des Handwerks nach unterschiedlichen Kriterien zu analysieren – so ist die Differenzierung nach Regionen, Stadt und Land sowie Gewerbe wichtig. Dementsprechend verschwanden einige Handwerke fast vollständig, andere traten neu hinzu. Insgesamt stiegen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Beschäftigten in vielen Handwerkszweigen an – so zum Beispiel die Fleischer, Maurer, Zimmerer, Schiffbauer und Schneider. Im Vergleich dazu blieb die Zunahme der Selbstständigen allerdings deutlich hinter der allgemeinen Bevölkerungsentwicklung zurück; bis 1895 nahm die Anzahl der Selbstständigen im Schuhmacher-, Tischler- und Bäckerhandwerk sogar ab.<sup>97</sup> Eine abschließende Bilanzierung der Entwicklung ist trotzdem nur bedingt möglich, da es zwischen den Handwerkszweigen große Unterschiede gab und kleinere Handwerkzweige kaum untersucht wurden. „Einen gemeinsamen Nenner finden die skizzierten Entwicklungen bestenfalls darin, daß zwischen den selbstständigen Handwerkern und den Kunden

---

<sup>93</sup> Vgl. Möller 1969, S. 1 f.

<sup>94</sup> Vgl. Schmoller 1870, S. 393 f.

<sup>95</sup> Die meisten Meinungen dieser Zeit gingen vom endgültigen Niedergang des Handwerks aus, allein Wilhelm Stieda bekundete 1897 eine positivere Prognose über den Erhalt des Handwerks, vgl. dazu Lenger 1988, S. 112. Diese Aussagen machen deutlich, welche Komplexität Umstrukturierungsprozesse angenommen hatten und wie schwierig sich deren Bewertung gestaltete.

<sup>96</sup> Vgl. Lenger 1988, S. 111 f. und Nipperdey 1994, S. 253

<sup>97</sup> Vgl. Lenger 1988, S. 120

zunehmend Handel und Großbetrieb traten.“<sup>98</sup> Folglich gab insgesamt einen sehr starken Trend zu Großbetrieben. Außerdem spielten die Waren- und Versandhäuser eine immer größere Rolle. Die Wirkung der aufgezeigten Entwicklungstendenzen auf die Handwerkszweige ist unterschiedlich. Einigen gelang es beispielsweise durch Ladengeschäfte den Zugang zum Kunden zu behaupten. Einen Rückschritt zu reinen Heimarbeiterexistenzen erlitten vor allem Schneider und Tischler. Von der Neuproduktion verdrängt wurden Schuhmacher und Metallhandwerker – zur finanziellen Absicherung half oftmals nur die Umorientierung zu Reparatur und Installation.<sup>99</sup> Insgesamt beeinflussten die Veränderungen im Handwerk natürlich auch die familiäre Situation. Die soziale Welt des Handwerks befand sich zwischen Tradition und Modernität.<sup>100</sup>

#### **4.2 Bildung und berufliche Sozialisation**

Zentrale Bedeutung kam im Handwerk der beruflichen Qualifikation zu. Sie war die primäre Quelle des Unterhalts.<sup>101</sup> Viele selbstständige Handwerker erreichten somit ein ordentliches Einkommen, welches 1893 in Leipzig bei den meisten Betrieben zwischen 1250 und 3300 Mark lag. Besonders wenig verdiente das Schneider- und Schuhmacherhandwerk – hier lag das Einkommen bei der Mehrheit (circa 85%) zwischen 300 und 1250 Mark und somit deutlich unter dem durchschnittlichen Lohnniveau. Besser verdienten meist nur Bäcker und Fleischer.<sup>102</sup> Natürlich kann von dem Leipziger Beispiel nicht auf alle Städte des Kaiserreichs geschlossen werden, trotzdem war das Lohnniveau in allen deutschen Städten tendenziell ähnlich. Insgesamt war die Lohnentwicklung an die konjunkturellen Schwankungen angelehnt. Je nach Handelszweig und regionaler Lage unterschieden sich die Auswirkungen. Da diese nur schwer nachzuvollziehen sind, finden sie in der weiteren Betrachtung weniger Beachtung.

Während der Meister eine lange Ausbildung durchlief, erstreckte sich die Ausbildung der Ehefrauen im Handwerk meist auf ein wenig Lesen, Schreiben und Rechnen für den Hausgebrauch. Wie im folgenden Abschnitt noch beschrieben wird, hängen

---

<sup>98</sup> Lenger 1988, S. 141

<sup>99</sup> Vgl. Lenger 1988, S. 142

<sup>100</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 256

<sup>101</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 153

<sup>102</sup> Vgl. Lenger 1988, S. 143

familiale und berufliche Sozialisation unmittelbar zusammen. Maxime wie Arbeitsamkeit und Disziplin waren wichtige Elemente zur Entwicklung der Handwerkerpersönlichkeit – damit einher ging oftmals auch die körperliche Züchtigung von Lehrlingen und Gesellen durch den Handwerksmeister. So wie die patriarchalische Familienstruktur, war auch die Arbeit zwischen mitarbeitenden Meistern und Gesellen, denen Lehrlinge nachgestellt waren, durch eine eindeutige Hierarchie geprägt. Diese hierarchischen Beziehungen erschwerten auch die Durchsetzung der regulären Arbeitszeit und Arbeitsschutzbestimmungen, da es für Gesellen meist schwierig war sich gegen die einigermaßen begründeten Arbeitsanforderungen des Meisters durchzusetzen. Die Arbeit fand in geschlossenen, meist leicht überschaubaren Räumen statt.<sup>103</sup> Beispielsweise in Bäckereien waren die Arbeitsbedingungen traditionell schwierig – durch den hohen Konkurrenzdruck wurden die ohnehin schon langen Arbeitszeiten weiter ausgedehnt.

Dabei gab es seit dem 18. Jahrhundert ein romantisches Bild von den Arbeitsplatzbeziehungen zwischen Meistern und Gesellen. Diese Idealisierung wich mit zunehmender Industrialisierung und Urbanisierung im Verlauf des 19. Jahrhunderts – auch wenn Polizei, Gesetze und Gesellenverbände die Bedingungen zu stabilisieren versuchten. Die Veränderungen im Handwerksberuf führten darauf hin einerseits zum Bruch zwischen Meistern und den angestellten Arbeitern, andererseits kam es zur Differenzierung zwischen kleinen Meistern, welche die Bräuche und Traditionen zu verteidigen versuchten, und denjenigen, die sich als kleine Geschäftsleute versuchten.<sup>104</sup> Es kann dabei vermutet werden, dass die traditionell orientierten Handwerker für die nachfolgenden Generationen eher einen Handwerksberuf anstrebten und sich der ‚neue Mittelstand‘ wahrscheinlich aus den an die Moderne anpassenden Handwerkergenerationen konstituierte. Für das Verhältnis am Arbeitsplatz bedeutete dies, dass in weniger bedrohten Handwerkszweigen eine harmonische Beziehung zwischen dem Meister, den Gesellen und angestellten Arbeitern tatsächlich noch möglich war. „Unter solchen Umständen verbanden sich der Stolz auf Qualitätsprodukte und auf berufliche Fertigkeiten mit gemeinsamen Gesten, Sprache und Festen, um die Einheit des Handwerks zu verstärken.“<sup>105</sup> Somit färbten die persönlichen Beziehungen oftmals die zur Arbeitsverrichtung erforderlichen Wortwechsel. Trotzdem stand für den Großteil der handwerklichen Betriebe die Pflege

---

<sup>103</sup> Vgl. Ritter/Tenfelde 1992, S. 292 f.

<sup>104</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 224

<sup>105</sup> Haupt 1998, S. 230

der kulturellen Identität des Berufes immer mehr im Hintergrund. Stattdessen führte beispielsweise die Wirtschaftskrise in den 1870er Jahren zur beruflichen Umorientierung.

Dabei muss zwischen Handwerksmeistern und Werkstattbesitzern sowie den Handwerksgehlen unterschieden werden. Eine Studie über Düsseldorfer Handwerker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt, dass der berufliche Werdegang vor allem durch große Stabilität gekennzeichnet sei.<sup>106</sup> Auch Ritter/Tenfelde stellen fest: „Handwerksgehlen suchten weiterhin eine Karriere in ihrem Beruf, und Handwerksmeister platzierten ihre heiratswilligen Kinder möglichst im ‚ehrbaren‘ Umfeld ihrer Berufsarbeit – die Berufsvererbung blieb offenbar hoch.“<sup>107</sup> Dennoch suchten viele Gehlen den sozialen Aufstieg nicht mehr in der selbstständigen Betriebsgründung, sondern versuchten ihre handwerklichen Fähigkeiten als Industriebfcharbeiter zu nutzen.<sup>108</sup> Somit wird der Handwerksgehle als den ‚neuen Mittelstand‘ konstituierende Persönlichkeit innerhalb dieser Arbeit weitestgehend in den Hintergrund gedrängt, auch wenn der Aufstieg zur Selbstständigkeit als Ziel nie verloren wurde und der Aufstieg, beispielsweise zum Techniker, über Generationen hinweg möglich war. Hierzu berichtet der ehemalige Handwerker Christian Mengers 1866:

*„So erhielten wir in der Lampenfabrik von R. Wagner in Chemnitz sofort Arbeit und wurden zugleich mit noch 25 anderen Klempnern eingestellt. In dieser Lampenfabrik gedachte ich mich besonders in der Lampenfabrikation auszubilden, um späterhin vielleicht, wenn ich Glück hätte, entweder selber in der Heimat ein solches Geschäft etablieren zu können, oder um einmal in einer ähnlichen Metallwaren-Fabrik als tüchtiger Werkmeister fungieren zu können. Leider waren das Luftschlösser.“<sup>109</sup>*

Auch sonst wurde von vielen Handwerksmeistern versucht, auch für die Kinder den sozialökonomischen Status des ‚selbstständigen‘ Werkstattbesitzers zu bewahren – was aufgrund der aufgezeigten wirtschaftlichen Veränderungen und der Arbeitsmarktentwicklung nicht einfach war. Haupt stellt pessimistisch fest: „[Es] war nicht viel Zeit, die Kinder aufzuziehen und dann den ältesten Sohn oder die älteste

---

<sup>106</sup> Vgl. Lenger1986, S. 96

<sup>107</sup> Ritter/Tenfelde 1992, S. 293

<sup>108</sup> In einer Quelle von 1908 gibt ein als Hobler beschäftigter Bäcker an, später wieder in seinem früheren Beruf selbstständig zu sein, vgl. dazu Saul/ Fleming/ Stegmann/ Witt1982, S. 66

<sup>109</sup> Mengers 1866/1974, S. 115

Tochter zu etablieren, ganz abgesehen von den jüngeren, für die es überall höchst unwahrscheinlich war, daß sie im Kleinbetrieb blieben. Wenn das Kleinbürgertum durch Offenheit charakterisiert wurde, dann im Hinblick auf die Klassen unter ihm, nicht nach oben.<sup>110</sup> Lenger beschreibt in diesem Zusammenhang, das die Chance auf Selbstständigkeit zwischen den Handwerkerzweigen variierte – somit ist auch nachvollziehbar, dass viele Handwerksgelesen bis zur Selbständigkeit eine lange Zeit unverheiratet blieben. Wie bereits in den vorangestellten Ausführungen dargestellt, bildete hier das Nahrungsmittelgewerbe eine Ausnahme. Hier spielte die Berufs- und Betriebsvererbung aufgrund des hohen Kapitalaufwandes eine besondere Rolle und war als Möglichkeit der Selbständigkeit für junge Gesellen fast ausgeschlossen. Im Kontrast dazu, war die Selbständigkeit im Schneiderhandwerk beispielsweise relativ einfach.<sup>111</sup>

Trotzdem gab es eine gewisse Aufstiegsmobilität jenseits der Selbstständigkeit, was für viele Handwerkermeister und deren Söhne eine notwendige und sinnvolle Alternative darstellte. Beispielsweise waren in der dritten Generation von westfälischen Handwerkern fast ein Drittel akademisch gebildete Beamte, Armeeoffiziere und Fabrikanten.<sup>112</sup> Mobilität war für Angehörige des Handwerks also weniger durch wirtschaftlichen Aufstieg, als durch Bildung möglich. „Mobilität durch schulische und berufliche Ausbildung lag hingegen deutlich im Bereich der Möglichkeiten.“<sup>113</sup> Lenger beschreibt, dass vor allem Kinder wohlhabenderer Handwerker die Chance auf höhere Schulbildung innehatten.<sup>114</sup> Aus den quantitativen Analysen zur Intergenerationenmobilität von Detlef Müller geht diese Entwicklung deutlich hervor. Er fasste die Abiturienten nach Herkunft und Berufswunsch zusammen. Die Herkunft wurde dabei mit dem Beruf des Vaters operationalisiert. Darin geht hervor, dass einige Handwerksmeister ihre Kinder auf die lateinlose Oberrealschule oder das naturwissenschaftliche Realgymnasium schickten. Somit waren von 1882 bis 1911 durchschnittlich etwa 20 Prozent der Oberrealschüler, Kinder von Handwerksmeistern.<sup>115</sup> Da Müller in der Betrachtung einfache Handwerker und Arbeiter zusammenfasst, lässt sich hier kein differenziertes Bild ableiten. Dennoch sind die Zahlen für den Besuch höherer Schüler deutlich geringer. Aufstieg durch Bildung

---

<sup>110</sup> Haupt 1998, S. 112

<sup>111</sup> Vgl. Lenger 1988, S. 150

<sup>112</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 114

<sup>113</sup> Haupt 1998, S. 114

<sup>114</sup> Vgl. Lenger 1988, S. 152

<sup>115</sup> Vgl. Müller 1977, S. 522 f.

scheint hier eine geringere Rolle gespielt zu haben. Auch Haupt bestätigt die quantitative Ausprägung höherer Schulbildung und die bevorzugte Schulform. „In den deutschen Städten Minden und Duisburg versorgten ungefähr ein Viertel aller Handwerksmeister und Ladenbesitzer gegen Ende des Jahrhunderts ihre Kinder mit einer höheren Schulbildung. [...] Das deutsch Kleinbürgertum wandte sich dabei mehr der praktisch orientierten Realschule als dem klassischen Gymnasium zu.“<sup>116</sup> Dabei ist herauszustellen, dass Haupt zum Kleinbürgertum bereits die Angestellten zählte, welche die Schulbildung vornehmlich zum Stuserhalt nutzten. Hier zeigen sich also deutliche Parallelen, aber auch Unterschiede zur Bedeutung von Bildung. Für besser gestellte Handwerksmeister war der Besuch höherer Schulen also die Möglichkeit zum intergenerativen sozialen Aufstieg, für die Angestellten als Teil des ‚neuen Mittelstandes‘ eher Form des Stuserhalts. Daraus kann abgeleitet werden, dass die sekundäre Sozialisation durch die Schule beide Milieus prägte und somit gleichermaßen zur sozialen Identität beitrug. Handwerkerkinder kommen in Kontakt mit Kindern andere Milieus – die gemeinsame Schulbildung ermöglicht beispielsweise, dass die kognitive Dimension habituellen Verhaltens ähnlich ausgeprägt wurde. Als berufliche Perspektive bot sich dann die Möglichkeit, in unteren Positionen des Staatsdienstes tätig zu werden – so zum Beispiel im Post- oder Volksbildungswesen.<sup>117</sup> Sie nahmen folglich typische Positionen des ‚neuen Mittelstandes‘ ein.

Insgesamt bietet die Analyse der beruflichen Sozialisation innerhalb des Handwerks verschiedenste Interpretation- und Analysemöglichkeiten, die verallgemeinerbare Aussagen nahezu unmöglich machen. So unterscheiden sich Arbeitsmarktbedingungen, Einkommen, Arbeitsverhältnisse und Mitarbeiteranzahl je nach Handwerksbranche und Region mitunter deutlich. Es zeigte sich auch, dass die romantische Vorstellung des traditionsbewussten Handwerksbetriebs mit harmonischen Arbeitsabläufen selten existierte und bis zum Ende des 19. Jahrhundert fast ganz verschwand. Bestand hatte dagegen die hierarchische Grundordnung zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen, die parallel zu der typisch patriarchalischen Familienordnung existierte. Ausgenommen waren davon natürlich die Meister ohne weiteres Personal, wie beispielsweise Schneider und Schuhmacher. Zum Teil prägten Disziplin, Gewalt und Konflikte den schwierigen Arbeitsalltag. Daran anknüpfend sind die Handwerksgesellen und Meister in ihrem sozioökonomischen Status zu trennen. Aufstiegsaspirationen entwickelten sich meistens nur bei wohlhabenderen Meistern,

---

<sup>116</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 116

<sup>117</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 117

die für den gesamten Nachwuchs eine berufliche Perspektive, beziehungsweise den altmittelständischen Status, erhalten wollten. Gesellen versuchten meist einen selbstständigen Betrieb aufzubauen oder mit den erworbenen handwerklichen Fertigkeiten in den Fabriken als Facharbeiter eine Beschäftigung zu finden. Für viele Handwerker und kleine Händler war die Unabhängigkeit oder Selbstständigkeit eher eine – an bürgerliche Ideale angelehnte – Sehnsucht statt Realität.<sup>118</sup>

### 4.3 Familiäre Sozialisation

Das Bild des Handwerkerhaushaltes konnte bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der um Gesellen, Lehrlinge und Dienstmagd erweiterten Kernfamilie beschrieben werden<sup>119</sup> – auch wenn diese Haushaltsstruktur ab der zweiten Jahrhunderthälfte zerfiel. Somit kam es zur langsamen Auflösung des patriarchalischen Meisterhaushaltes mit Angestellten – was bereits in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts weit fortgeschritten war.<sup>120</sup> Gesellen und Lehrlinge standen meistens nur noch in Nahrungsmittelhandwerk in Kost und Logis. So lebten in Leipzig und Berlin ausnahmslos alle Bäckerlehrlinge und –gesellen im Haus des Meisters. Lenger resümiert deshalb: Die Einbindung in den Haushalt des Meisters betraf am Ende des Kaiserreichs die Masse der Gesellen und eine große Zahl der Lehrlinge nicht mehr. Wurden weiterhin Hausangestellte beschäftigt, war dies kein Statussymbol, sondern diente der Schließung altersbedingter Lücken in der Haushaltsstruktur, sodass andere Familienmitglieder für einträglichere Arbeiten eingesetzt werden konnten.<sup>121</sup>

Für die Handwerksfamilien galt, dass Produktion und Familienleben größtenteils zusammenfielen.<sup>122</sup> Deswegen kann davon ausgegangen werden, dass die Bedingungen der Produktion den Familientypus entscheidend gestaltete.<sup>123</sup> Charakteristisch für die Handwerkerfamilie waren somit mithelfende Familienangehörige. Beispielsweise standen die Bäcker und Fleischerfrauen helfend hinter der Ladentheke.<sup>124</sup> In anderen Handwerkszweigen, wie der Schneiderei und der Schuhmacherei, war die Erwerbstätigkeit der Frau Teil der Existenzgrundlage. Für die

---

<sup>118</sup> Haupt 1995, S. 83

<sup>119</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 137

<sup>120</sup> Vgl. Lenger 1988, S. 148 und Haupt 1998, S. 141

<sup>121</sup> Vgl. Lenger 1998, S. 149

<sup>122</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 122

<sup>123</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 121

<sup>124</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 257

finanzielle Absicherung der Familie mussten Ehefrauen gefährdeter Handwerkszweige den Betrieb des Mannes verlassen. Wie bereits beschrieben übernahm die Frau eine wichtige Rolle innerhalb der Handwerksfamilie. Somit bestand für den jungen Handwerksmeister durchaus eine Art Heiratszwang. Ein Hinweis darauf bietet die identische Verwendung der Begriffe ‚Meister werden‘ und ‚Bräutigam‘ werden. Auch in Zunftordnungen war die Heirat bindend oder als selbstverständlich angesehen.<sup>125</sup> „Meisterrecht, Bürgerrecht, Ehemann- und Hausbesitzerstatus gehörten also hier zwingend zusammen.“<sup>126</sup> Somit war von der Mitte des 19. Jahrhunderts der Meisterstatus nicht nur von ökonomischer, sondern auch politischer und juristischer Relevanz.<sup>127</sup> Ursache für diesen ‚Heiratszwang‘ ist nicht nur die notwendige Mitarbeit der Frau, sondern die Sozialisationsfunktion des Meisterhaushaltes für den gewerblichen Nachwuchs. Das Meisterpaar nahm also gegenüber dem Lehrling durchaus Vater- und Mutterfunktionen ein. Mutterfunktionen waren neben Hausfrauenpflichten auch die allgemeine Erziehung des Jugendlichen. „Der Lehrling wurde nicht bloß technisch unterrichtet, er wurde durch Anweisung und Vorbild zu Fleiß und Ehrbarkeit vom Meister erzogen, zu Sparsamkeit, Ordnung und Reinlichkeit vom sorgenden Auge der Meisterin angehalten.“<sup>128</sup> Zusätzlich hatte die Meisterin repräsentative Funktionen. Andere Funktionen, die zum Beispiel nicht durch Ersatzpersonen wie der Magd übernommen werden konnten, waren der Unterhalt des Haushaltes, der Vertrieb mit Kundenkontakt, sowie nebegewerbliche Arbeit als zusätzlich notwendige Einnahmequelle.<sup>129</sup>

Im Gegensatz zu der Meisterin hatte nur der Mann die langdauernde Spezialausbildung des jeweiligen Handwerksberufs absolviert – durch das Monopol einer betrieblichen Berufsausbildung war er legitimiertes Familienoberhaupt. Es galten in der Handwerkerfamilie insgesamt also patriarchalische Familienverhältnisse - die Ehefrau kam zur Heirat von der Autorität des Vaters unter die des Mannes. Somit hatte der Meister verschiedene Rollen inne, beispielsweise als Ehemann, Hausvater sowie als Inhaber verschiedener politischer Ämter. Durch die Einheit von Wohnung und Arbeitsstätte verstärkten sich die Rollen und Funktionen des Meisters gegenseitig. „Gegenüber dieser umfassenden, ökonomischen, familialen und öffentlichen Funktion

---

<sup>125</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 146

<sup>126</sup> Rosenbaum 1982, S. 146

<sup>127</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 226

<sup>128</sup> Rosenbaum 1982, S. 147

<sup>129</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 147 und Haupt 1998, S. 129



umschließenden Position des Mannes war die der Frau schwach.<sup>130</sup> Dies war natürlich kein alleiniges Phänomen des Handwerks, sondern auch Konsequenz der patriarchalischen Gesellschaftsstruktur insgesamt. Es verfestigte sich das männliche und weibliche Rollenverhalten in Form von spezifischen Sozialisationsmustern.<sup>131</sup> Demensprechend war die Ehe selten durch intensive Gefühlsbeziehungen geprägt, sondern eher sachlich fundiert. Dieser sachliche Umgang wurde vielmehr noch mit den Hausgenossen gepflegt. Rosenbaum postuliert des Weiteren, dass die patriarchalische Position des Mannes im 19. Jahrhundert oftmals in Form von häuslicher Gewalt überzogen wurde. Sie betont, dass Gewalt ein typisches Element der häuslichen Situation gewesen sei und nicht auf individuelle Persönlichkeitsmerkmale reduzierbar. Diese Entwicklung wurde teilweise durch den ‚Niedergang‘ des Handwerks unterstützt, da in der Vater- und Ehemannrolle der Verlust an ökonomischer Macht und sozialem Ansehen kompensiert wurde.<sup>132</sup>

Bezogen auf die Familiengröße im Handwerkermilieu ergeben sich unterschiedliche Ausprägungen. Rosenbaum nennt eine Zahl von durchschnittlich zwei bis drei Kindern im Raum Göttingen in einem Untersuchungszeitraum von 1763-1876<sup>133</sup>, während Haupt eine Durchschnittszahl von 6,1 nennt. Dabei ist zu betonen, dass sich nach regionalen und sozialen Unterschieden entsprechende Abweichungen ergeben können. Lenger bilanziert, das Ehen mit mehr als vier Kindern als kinderreich galten – der Trend bis zur Jahrhundertwende allerdings zu immer weniger Kindern ging.<sup>134</sup> Insgesamt habe sich im späten 19. Jahrhundert die Größe der Handwerker- und Einzelhändlerfamilien schneller verringert als die anderer sozialer Milieus.<sup>135</sup> Dabei lag die Bedeutung der Kinder nicht primär auf der Vererbung des väterlichen Betriebs. „Am häufigsten erfolgte die Weitergabe des Handwerksbetriebs *in der Familie* mittels der Heirat der Meisterwitwe. Als Erben hatten Kinder also in der Tat keine zentrale Bedeutung gehabt.“<sup>136</sup> Auch als Arbeitskraft im Betrieb erhielten Kinder oftmals nur eine geringe Bedeutung, da sie wenn überhaupt nur einfache Hilfstätigkeiten hätten ausführen können. Diese waren dann vor allem in Alleinmeisterbetrieben oder aus Not bei ärmeren Betrieben erforderlich<sup>137</sup>. Hier führten sie beispielsweise Gartenarbeit

---

<sup>130</sup> Rosenbaum 1982, S. 156

<sup>131</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 157

<sup>132</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 158 f.

<sup>133</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 162

<sup>134</sup> Vgl. Lenger 1988, S. 152

<sup>135</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 138

<sup>136</sup> Rosenbaum 1982, S. 163

<sup>137</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 136

durch oder waren für Botengänge und kleinere Einkäufe zuständig. Töchter konnten frühzeitig im Haushalt beschäftigt werden.<sup>138</sup> Später war die Lehre beim Vater – mit regionalen Differenzen – in unterschiedlichem Ausmaß üblich. Zusätzlich konnte ein Handwerksmeister nicht gleichzeitig zwei oder drei Söhne ausbilden, sodass viele das Elternhaus früh – und spätestens nach der Gesellenprüfung – verlassen mussten. In diesem Zusammenhang war der Schulbesuch wichtig und die Voraussetzung für eine Lehre – beides erhöhte natürlich auch die Kosten für die Kinder der Familie.

Darüber hinaus musste aufgrund der oftmals beschränkten Lebensverhältnisse auf professionelle Erziehungspersonen verzichtet werden. „Die in Autobiographien genannten Beispiele einer Amme und Wärterin oder eines Hofmeisters fanden sich nur in überdurchschnittlich wohlhabenden Häusern, wie dem des schon erwähnten Maurermeisters Zelter in Berlin, der eher den Unternehmern als den Handwerkern zuzurechnen ist.“<sup>139</sup> Somit kam die Erziehung in der Regel nur durch Haushaltsangehörige in Frage. Das heißt, dass die Mutter unterstützt von den älteren Kindern beispielsweise das Kleinkind betreute. Auch Lehrlinge hatten teilweise die Rolle des Kindermädchens inne. Rosenbaum beschreibt dabei die Erziehung als weniger intensiven und bewusst auf das Kind ausgerichteten Prozess – das Kind wuchs quasi ‚nebenbei‘ auf – der Großteil der elterlichen Erziehung bestand im faktischen Zusammenleben.<sup>140</sup> Erziehungsziele waren vor allem Gehorsam, Arbeitsamkeit und Schamhaftigkeit. Arbeitsamkeit drückte sich vor allem in den beschriebenen Hilfstätigkeiten bei ärmeren Handwerkern aus. In Bezug auf das Ideal der Schamhaftigkeit gibt es divergierende Aussagen – in den autobiographischen Analysen von Heidi Rosenbaum wird dies teilweise bestätigt, aber auch entkräftet.<sup>141</sup> Außerdem spielte die Religiosität eine wichtige Rolle – der sonntägliche Kirchgang war für die Familie sowie alle Gesellen und Lehrlinge meist obligatorisch.

Als Erziehungsmittel war die körperliche Züchtigung anerkannt und weit verbreitet. Zudem geben autobiographische Schilderungen Hinweise zu dem Eltern – Kind Verhältnis. Dies sei geprägt durch Furcht und Respekt vor dem Vater und Zuneigung zur Mutter. Kompensiert wurde die repressive Atmosphäre des Handwerkerhaushaltes durch das Spiel auf der Straße. Rosenbaum beschreibt die prägende Bedeutung der

---

<sup>138</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 164

<sup>139</sup> Rosenbaum 1982, S. 166

<sup>140</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 167

<sup>141</sup> Vgl. dazu Rosenbaum 1982, S. 172

Straße eines Viertels als Sozialisationsinstanz des Handwerkermilieus, die sich weitgehend der Kontrolle durch die Eltern entzieht.<sup>142</sup>

#### 4.4 Öffentlichkeit und Freizeit

Für das Handwerk lassen sich nur tentative Schlussfolgerungen aufgrund des Mangels an Informationen<sup>143</sup> bezüglich des Freizeitverhaltens<sup>144</sup> ableiten. Grundsätzlich war die Trennung von Arbeits- und Freizeit für das Handwerk von geringer Relevanz, was die Entwicklung einer eigenständigen Freizeit und Vereinskultur deutlich behinderte. Arbeitszeit und Nicht-Arbeitszeit überlappten sich.<sup>145</sup> Mit der beschriebenen Separation von Meistern und Gesellen, was die Minderung der Arbeitskultur zur Folge hatte, erhielt die Fortschrittsethik einen Aufschwung. Bildungseinrichtungen die sich mit technischen Neuerungen befassten wurden genutzt. Bücher befanden sich nur zum Teil im Besitz von Handwerkern – und wenn dann meist mit religiösem Hintergrund.<sup>146</sup> Darüber hinaus spielte Musik in einigen Handwerkerfamilien eine gewisse Rolle, nachdem sie durch die Massenproduktion von Klavieren ab den 1880er Jahren bezahlbar wurde. So beschreibt Haupt: „Das Klavier war eng mit Freizeit und Status der Familie verbunden. In einigen deutschen Handwerkerfamilien wurden die Klavierübungen der Kinder von den Eltern genau überwacht. Wenn sie jedoch erfolglos waren, mußten sie nicht weitergeführt werden. In einer Berliner Familie wurden die Klavierstunden für einen deutlich unbegabten Sohn aufgegeben, und das Geld wurde für eine intensivere Schulbildung ausgegeben.“<sup>147</sup> Somit fand die Kultur zunehmend zu Hause statt – aber auch außerhalb des Hauses gab es Freizeitaktivitäten. Diese waren meist von informeller Natur – beispielsweise in Cafés oder Gaststätten. Dabei nahmen Meister seltener an der Trinkkultur teil, auch Gesellen gingen, um ihren Respekt auszudrücken, auf Distanz. Insgesamt diente die handwerkliche Geselligkeit auch zum Informationsaustausch oder der Arbeitsvermittlung. Auch Kleinbetriebe waren Sammelpunkt für Geselligkeit und Ausgangspunkt für soziale Kontakte – auch wenn

---

<sup>142</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 170

<sup>143</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 271

<sup>144</sup> Ein generelles Problem bei der Suche nach aussagekräftigen Quellen zeigt sich auch hier: Lediglich das Bürgertum hinterließ persönliche Daten und Memoiren, während mittelständische Milieus kaum Überlieferungen vorhanden sind, vgl. dazu Haupt 1998, S. 271

<sup>145</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 166

<sup>146</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 273

<sup>147</sup> Haupt 1998, S. 275

das handwerkliche Milieu in der gesamten Stadt verstreut lebte und arbeitete.<sup>148</sup> Formale Organisationsformen waren Kranken-, Sterbe-, und Unterstützungskassen als Vorreiter von Gewerkschaften sowie gesellige (Freizeit)Vereine. Dabei waren die Grenzen zwischen politischen und unpolitischen Vereinen durchaus fließend. Das Vereinswesen wird von Lenger in seiner Studie über die Düsseldorfer Handwerker am detailliertesten beschrieben. Es zeigt sich, dass sich Meister wie Gesellen in Vereinen organisierten. So zum Beispiel in verschiedenen Düsseldorfer Gesangsvereinen, wo Meister und Gesellen die gemeinsame Freizeit verbrachten.<sup>149</sup> Außerdem gab es den ‚Allgemeinen Bürgerverein‘, welcher einen Kasin Charakter inne hatte und von 65 Mitgliedern 35 Handwerksmeister waren. Die anderen Mitglieder waren Beamte, Unternehmer und Freiberufler. Hierbei wird deutlich, dass eine gewisse Wohlhabenheit Voraussetzung für die Mitgliedschaft war – Schneider und Schuhmacher waren nur vereinzelt unter den ‚allgemeinen Bürgern‘ vertreten. Ansonsten beteiligten sich viele Gesellen, aber auch Klein- und Alleinmeister an sogenannten ‚Überzeugungsvereinen‘ wie zum Beispiel den ‚Enthaltsamkeits-Verein‘ der evangelischen Gemeinde. Hier waren auch kleine Beamte und Fabrikarbeiter Mitglied. Soziale Unterschiede wurden anscheinend relativ leicht ‚überwunden‘ – auch wenn ein konfessioneller Abstinenzlerverein eher untypisch erscheint.<sup>150</sup> Schließlich zählten auch Schützenvereine zu den Organisationformen. Hier zeigte sich Beständigkeit bezüglich der sozialen Zusammensetzung – in der exklusiveren Vereinen wie der Schützengilde fehlten Schneider und Schuhmacher fast gänzlich. Abgrenzungsbestrebungen gibt es zum Beispiel in den Gesangsvereinen der ‚kleineren Leute‘ nur gegenüber den Tagelöhnern und nach ‚oben‘ zu höheren Beamten und Freiberuflern.<sup>151</sup> Resümierend kann allerdings davon ausgegangen werden, dass die soziale Welt der Handwerker vor allem mit Familie, Haus und Betrieb verwurzelt blieb und die Organisation in Vereinen weniger zur sozialen Identität beitrug. Stattdessen rückte Handwerk und Kleinhandel auch in das Interesse der Parteien – so beschreibt die konservative Partei 1898 folgende Absicht ihrer ‚Mittelstandspolitik‘:

*„Die konservative Partei wird stets die Interessen der produktiven Stände einschließlich der Arbeiterschaft pflegen. Wir erkennen an, daß Landwirtschaft, Handwerk und Kleinhandel in der Gesetzgebung lange Jahre hindurch*

---

<sup>148</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 276 f.

<sup>149</sup> Vgl. Lenger 1986, S. 192

<sup>150</sup> Vgl. Lenger 1986, S. 192

<sup>151</sup> Vgl. Lenger 1986, S. 194

*benachteiligt worden sind. Wir fordern demgemäß, daß seitens der Partei nach wie vor alles aufgeboten werde, um die Lage dieser Klassen unseres Volkes zu verbessern.*<sup>152</sup>

Insgesamt stand das Handwerk in seiner politischen Orientierung „rechts von der Mitte“<sup>153</sup> und somit gegen Sozialdemokratie und Linksliberalismus. Darin kommt auch die Unterstützungsverpflichtung gegenüber des ‚alten Mittelstands‘ zum Ausdruck. Diese Zuwendung war als Interessenvertretung des ‚alten Mittelstands‘ relativ wichtig geworden. Gerade da Innungen, und somit auch Zunftgeist und Zunftbestrebungen als berufsständische Vertretung an Bedeutung verloren.<sup>154</sup>

#### **4.5 Zwischenfazit**

Insgesamt konnte gezeigt werden, dass sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Sozialform des ‚ganzen Hauses‘ im Handwerk auflöste. Einerseits wuchsen einige Betriebe mit immer mehr Gesellen und Handwerkern, andererseits stieg auch die Zahl der Alleinmeisterbetriebe.<sup>155</sup> Trotzdem stand die traditionelle Ausrichtung vieler Handwerker der Moderne konträr gegenüber. „Familie, lokale Begrenztheit und Eigentum bilden drei Elemente der kleinbürgerlichen Identität.“<sup>156</sup> Diese Einschätzung gilt nach Haupt also auch für das Handwerkermilieu, welches er zum Kleinbürgertum zählt. Die Identität des im Handwerkermilieu erwuchs demnach vor allem aus dem Berufsstolz, welcher der langen Ausbildungszeit zu Grunde lag. „Der Berufsstolz war das dritte konstitutive Element neben ‚ehrlicher‘ und ‚ehrbarer‘ Lebensführung für das Selbstbewusstsein des Handwerkers.“<sup>157</sup> Folglich ist zu untersuchen, inwiefern dieser Berufsethos sich auf aufgestiegene Teiles des ‚neuen Mittelstands‘ übertrug.

Neben einigen wohlhabenderen Handwerkern lebten viele in bescheidenen Lebens- und Wohnverhältnissen. Das Familienleben war geprägt durch häufige Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau, der Durchsetzung des elterlichen Willens gegenüber dem Kind und wenig Zeit für die eigenen Kinder. Damit einher gingen das Heranziehen des Kindes zur Arbeit durch eine starke Orientierung am

---

<sup>152</sup> Kaufhold 1908, S. 6

<sup>153</sup> Winkler 1991, S. 9

<sup>154</sup> Vgl. Bergmann 1973, S. 98

<sup>155</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 184

<sup>156</sup> Haupt 1998, S. 271

<sup>157</sup> Rosenbaum 1982, S. 132

väterlichen Vorbild.<sup>158</sup> Die Familie war Aufenthaltsort und Arbeitsstätte. Hierbei betont Haupt, dass die Familie, Verwandtschaft und enge persönliche Beziehungen für Laden und Werkstatt gleichermaßen wichtig waren.<sup>159</sup> Gerade als Staatsbildung, Gewerbefreiheit und Bevölkerungswachstum ineinandergriffen, drohte der Verband der Gemeindebürger des ‚alten Mittelstands‘ aufzusprengen. Dennoch wurde die traditionalistische Mentalität des Handwerkermilieus erhalten. Erweitert wurde die Mentalität durch die zukunftsbejahende Aufstiegsmentalität, die vor allem für die Söhne galt.<sup>160</sup> Das Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Moderne drückt Wehler wie folgt aus: „Unter dem Einfluß der nostalgisch verklärten Erinnerung an das Leben in der ‚alten Stadt‘ wurden die aus ihr stammenden ‚Leitideen und Vorstellungen‘ in die ‚Gegenwart zeremoniell weitergeschleppt und restauriert‘, da das ‚Verharren in den alten, überkommenden sozialen Leitbildern‘ den ‚hohen Sicherheitsbedürfnissen‘ entgegenkam.“<sup>161</sup>

Bei der Betrachtung dieser intergenerationalen Mobilität wird deutlich, dass sich unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten anbieten. Erstens konnten vor allem wohlhabendere Handwerkermeister eine höhere Schulbildung für ihre Kinder ermöglichen, die teilweise dann akademische Berufe erlernten oder einen anderen mittelständischen Beruf außerhalb des Familienbetriebes einnahmen. Zweitens zwang der rasche Anstieg der Gesellen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viele zur Fabrikarbeit oder zu Umorientierung. Aufgrund des großen Berufsethos wurde die Arbeit in Fabriken jedoch *zunächst* als Abstieg empfunden.<sup>162</sup> Es kann vermutet werden, dass die Gesellen in einem eher proletarischen Milieu sozialisiert wurden und sich versuchten, zu anderen Milieus abzugrenzen. Somit kann, aufgrund der Arbeitsverfassung aus Meister und Geselle, keine einheitliche kollektive Identität des Handwerks herausgearbeitet werden. Vielmehr verweist die unterschiedliche Entwicklung und Nutzung der Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Beruf eine heterogene Identitätsausprägung innerhalb des Handwerkermilieus bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Der Habitus eines Handwerksmeistersohnes unterschied sich von dem eines Kindes, der in der Facharbeiterschaft sozialisierten ehemaligen Handwerksgesellen. Durch die gemeinsame berufliche Sozialisation als Handwerker war dennoch eine zumindest ähnliche Ausprägung der Mentalitäten möglich.

---

<sup>158</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 175

<sup>159</sup> Vgl. Haupt 1998, S. 146

<sup>160</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 751

<sup>161</sup> Wehler 2008, S., 751

<sup>162</sup> Bergmann 1973, S. 105

Letztendlich war der soziale Statuserhalt, beziehungsweise der Aufstieg in das mittelständische Milieu, nicht an wirtschaftlichen Erfolg, sondern an Bildungskarrieren und Bildungserfolg gekoppelt. Viele Handwerkersöhne rutschten als Arbeiter allerdings auch in das proletarische Milieu.<sup>163</sup>

---

<sup>163</sup> Vgl. Freudenthal 1978, S. 342

## 5. Arbeiter und Bauern als Aufstiegsaspiranten der unteren sozialen Milieus

### 5.1 Allgemeine Entwicklung

Die Anzahl der Arbeiterschaft nahm im Verlauf des Kaiserreichs deutlich zu. In den Wirtschaftsbereichen Landwirtschaft, Industrie sowie Handel und Verkehr wuchs die Arbeiterschaft zwischen 1882 und 1907 um 66,5 %, von 10.705 Millionen auf 17.836 Millionen, an. Jedoch steigerte sich die Anzahl nicht in jeder Branche gleichermaßen – die Zahl der Arbeiter nahm in der Landwirtschaft beispielsweise ab<sup>164</sup>, während in den anderen beiden genannten Wirtschaftszweigen ein erhebliches Wachstum zu registrieren war.<sup>165</sup> Den größten Anteil an Arbeitern hatten dabei die Großbetriebe im Bergbau und Hüttenwesen, gefolgt von Industrien der Steine und Erden, der Metallverarbeitung, der Papierindustrie, sowie das polygraphische Gewerbe und das Baugewerbe.<sup>166</sup> Bei der Bekleidungsindustrie war der Arbeiteranteil etwas geringer – wobei die Masse als Selbstständige galten, die ihre Arbeit zu Hause verrichteten. Demzufolge können auch die Heimarbeiterfamilien zur Arbeiterschaft gezählt werden – beispielsweise in der Bekleidungsindustrie, in der Spielzeugherstellung, der Korbmacherei oder den Zigarren- und Kleineisenwarenfabrikationen.<sup>167</sup> Problematisch ist in diesem Zusammenhang, dass viele Arbeiter auch im Handwerk beschäftigt waren und eine klare Differenzierung zur Industrie nur schwierig möglich war.<sup>168</sup> Deswegen wird in der folgenden, überblicksartigen Darstellung vor allem die Industriearbeiterschaft, die Landarbeiterschaft, sowie jeweils kontrastierend, die Kleinbauern und ‚Zwergbesitzer‘, als potenziell konstituierendes Herkunftsmilieu des ‚neuen Mittelstandes‘ untersucht. Hierbei ist festzustellen, dass auch bei der Landwirtschaft ein steiles soziales Gefälle vorherrschte, welches nach Landbesitz und Bodenqualität beurteilt werden konnte. Der landwirtschaftliche Sektor bestand aus Großagrarien (0,4 Prozent), Bauern (fünf Prozent), Mittelbauern (18 Prozent), Kleinbauern (18 Prozent) und Parzellisten (60 Prozent), also Eigentümern von bis zu zwei Hektar Land.<sup>169</sup> Dabei war der landwirtschaftliche Betrieb in der Regel eine Art

---

<sup>164</sup> Trotzdem gilt die Landarbeiterschaft mit ihren mitarbeitenden Familienangehörigen als größte Erwerbsklasse der Arbeiterschaft mit etwa sechs Millionen Beschäftigten, vgl. dazu Wehler 2008, S. 772

<sup>165</sup> Vgl. Ritter/Tenfelde 1992, S. 166 f.

<sup>166</sup> Vgl. Ritter/Tenfelde 1992, S. 168

<sup>167</sup> Vgl. Berg 1991, S. 109

<sup>168</sup> Vgl. Ritter/Tenfelde 1992, S. 169

<sup>169</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 826



„Allround-Betrieb“, primär auf Selbstversorgung ausgerichtet und ohne tiefgreifende Spezialisierung.<sup>170</sup>

Insgesamt werden in den folgenden Darstellungen vor allem Industriearbeiter, Landarbeiterschaft und kontrastierend dazu kleine bis mittlere Bauern untersucht. Bei der Analyse von Sozialisationsprozessen in der Familie, dem Beruf und der Öffentlichkeit in Form von Organisationsformen und Freizeitverhalten wird deshalb versucht, in möglichst allgemeiner Form Rückschlüsse auf Identitätsbildung und Persönlichkeitsentwicklung zu ziehen, die für die Konstitution des ‚neuen Mittelstandes‘ von Bedeutung sein können. Es ist nicht möglich, aber auch nicht nötig, die Komplexität der realen Lebensstile und individuellen Biographien zu erfassen. Vielmehr sollen generelle Tendenzen der proletarischen Identität und des Selbstverständnisses aufgezeigt werden, um gleichzeitig auch einen Kontrast für die Untersuchung des ‚neuen Mittelstandes‘ zu generieren. Dabei wird die Darstellung der ‚Bauern‘ und ‚Arbeiter‘ zusammengefasst, wobei im Schwerpunkt die Arbeiterschaft beschrieben und durch Aspekte der Bauernschaft ergänzt wird.

## 5.2 Bildung und berufliche Sozialisation

Die Sozialisation innerhalb von bäuerlichen Familien kann mit der *Erziehung zur Arbeit* grob umschrieben werden. Der Familienbetrieb war eine Einheit aus Produktion und Familienleben. Durch die starke Verknüpfung von Arbeit und familiären Zusammenleben – die Arbeitsleistung spiegelt sich durch die Platzierung in der Familienhierarchie wieder – können berufliche und familiäre Sozialisation sozusagen zusammengefasst betrachtet werden. Zudem hatte (Schul-) Bildung generell einen geringen Stellenwert<sup>171</sup>, da die bäuerliche Qualifikation größtenteils als ausreichend angesehen wurde.<sup>172</sup> Arbeitszeit und -einkommen waren zum Großteil durch die Natur determiniert.<sup>173</sup> Anders bei den meisten Arbeiterfamilien: Fabrikarbeit zwang vielen Arbeitern den Rhythmus auf – Beginn und Pausen waren vorgeschrieben. Dabei betrug die Arbeitszeit 10 bis 14 Stunden. In dieser Zeit wurde volle Konzentration abverlangt, es herrschte Größtenteils Kontaktarmut zu anderen Arbeitern.<sup>174</sup> Viele

---

<sup>170</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 49

<sup>171</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S. 724

<sup>172</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 96

<sup>173</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 56

<sup>174</sup> Vgl. Schneider 1978, S. 335

Arbeiter waren zudem Besitzlos und den Marktmechanismen größtenteils ausgeliefert. Das hieß, sie waren beliebig auswechsel- und ersetzbar. Daraus resultierte eine ständige Sorge um den Arbeitsplatz, die durch das Bewusstsein, dass die Leistungsfähigkeit und damit das Einkommen im Alter sinken würden, verstärkt wurde.<sup>175</sup> Ohnehin waren die Löhne kaum ausreichend um die Existenz zu sichern, sie waren starken Schwankungen ausgesetzt – Vorsorge oder Sparen war, außer bei der Facharbeiterschaft, fast unmöglich. Somit prägten diese Arbeitsbedingungen deutlich den Lebensstil dieser Milieus – Rücklagen für die Zukunft waren selten zu erreichen. Eine Befragung Berliner Metallarbeiter 1908 gibt einen Eindruck über die Erwartungen der Arbeiter. Hier zeigt sich ein heterogenes Meinungsbild – über die beruflichen Positionen werden allerdings auch keine Angaben gemacht, sodass Lohnunterschiede nicht abgebildet werden können. So gibt ein Arbeiter an, von seinen Ersparnissen im Alter leben zu wollen, ein anderer gibt behauptet, nicht zu wissen, wovon er später existieren soll. Das Umfrageergebnis erläutert folgendes Zitat:

*„Einer steckt sich als Ziel eine sorgenfreie Zukunft der Kinder und meint über die Aussichten für das Alter: ‚Bei den gegenwärtigen schlechten Lebensverhältnissen ist es mir unmöglich, auch nur den geringsten Betrag zu sparen und bleibt daher diese Frage für mich selbst noch unbeantwortet.‘ Einer schreibt: ‚Meine Kindern eine bessere Schulbildung ermöglichen, um später von ihnen unterstützt zu werden‘, und hinsichtlich des Alters: ‚Bei diesen schlechten Zeiten ist es mir mit meiner Familie nicht möglich zu sparen, um eventuell im Alter davon zu leben, da muß man eben auf bessere Zeiten die Hoffnung setzen.“<sup>176</sup>*

Somit blieb vielen Arbeitern, trotz einer relativ sicheren Anstellung, oft eine unsichere Zukunft. Als allgemeine Lebensziele gelten die Selbstständigkeit oder die bessere Bildung der Kinder, auch als eigene Altersvorsorge. Im Gegensatz zu den überwiegend pessimistischen Zukunftserwartungen, waren die tatsächlichen Arbeitsbedingungen und die Formen der Arbeitsorganisation sehr vielfältig.<sup>177</sup> Ritter und Tenfelde unterscheiden dabei zentralisiert-fabrikmäßige Produktionsstätten von festen und veränderlichen Freiluft-Arbeitsplätzen. Letztere waren vor allem durch junge Männer geprägt, da diese Arbeit besonders schwer und monoton war. Zudem befanden sich zum Teil auch zentralisierte Arbeitsplätze wie Hochöfen oder Kokereien im Freien. In

---

<sup>175</sup> Vgl. Berg 1991, S. 106

<sup>176</sup> Saul/ Flemming/ Stegmann/ Witt 1982, S.66

<sup>177</sup> Vgl. Ritter/Tenfelde 1992, S. 348

Büros waren Arbeiter grundsätzlich nur ausnahmsweise. Insgesamt galt, je größer der Betrieb, desto höher die Wahrscheinlichkeit den besitzenden Unternehmer nicht mehr zu kennen. Stattdessen überwachte und bestimmte eine gestaffelte Hierarchie von Aufsichts-, Kontroll-, und Führungspersonal den Arbeitsprozess. Darunter könnte auch die Identifikation mit dem jeweiligen Betrieb gelitten haben. Das Verhältnis zum Prinzipal, untereinander oder zu anderen Führungspersonen war teilweise sehr spannungsgeladen<sup>178</sup>. Innere Bindungsgefüge waren demzufolge von den unterschiedlichen Arbeitsprozessen abhängig. „Die Schichtbelegschaft einer Gießerei war, wiewohl etwa bei Krupp bis in einzelne Handreichungen durchtrainiert, zu groß, um engere Bekanntschaften zu fördern, während sich die engsten Arbeitsgefüge wohl in der Sondersituation des untertägigen Gewinnungsprozesses im Bergbau fanden. Ortskameraden waren mehr als Arbeitsgruppen, sie waren Erfahrungs-, Gefahren- und Leistungsgemeinschaften.“<sup>179</sup> Gruppenbezogene Löhne konnte diese Art des Arbeitsgefüges schließlich noch positiv verstärken. In diesem Zusammenhang folgte das Lohnniveau der Arbeiter eng der konjunkturellen Entwicklung. Zudem gab es Unterschiede in den jeweiligen Branchen. Abbildung 2 gibt einen Überblick über die Lohnentwicklung des Jahreseinkommens der unselbständigen Beschäftigten von 1873 bis 1900 in Mark. Die Zahlen dienen auch dem späteren Vergleich mit Einkommen des ‚neuen Mittelstandes‘.

<b>Branche/Jahr</b>	<i>1873</i>	<i>1879</i>	<i>1890</i>	<i>1900</i>
<i>Bergbau und Salinen</i>	1012	699	966	1173
<i>Metallerzeugung</i>	924	734	915	1079
<i>Metallverarbeitung</i>	764	721	880	1010
<i>Textilindustrie</i>	427	466	509	594
<i>Holz- und Schnitzstoffe</i>	712	614	799	920
<i>Druck</i>	1213	1198	1402	1317
<i>Baugewerbe</i>	866	709	900	1072
<i>Nahrungs- und Genussmittel</i>			554	653
<i>Bekleidung</i>			581	678

Abbildung 2: jährliche Arbeitseinkommen der Arbeiterschaft, nach Ritter/ Tenfelde 1992, S. 476

<sup>178</sup> Vgl. Stearns 1980, S. 137

<sup>179</sup> Ritter/ Tenfelde 1992, S. 349

Es ist festzustellen, dass die jährlichen Nominallöhne insgesamt anstiegen. Zu beachten ist dabei, dass auch die Lebenshaltungskosten einem ständigen Wachstum unterlagen. Außerdem gab es auch regionale Unterschiede des Preis- und Lohnniveaus. So lag das durchschnittliche Einkommen eines unselbstständigen Arbeiters zwischen den Extremwerten von 1313 Mark in Hamburg und 465 Mark in Posen. Der Mittelwert betrug 748 Mark.<sup>180</sup> Erhebliche Unterschiede in der Bezahlung existierten auch zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern, wobei Ungelernte, je nach Branche, teilweise nur die Hälfte eines Gelernten erhielten.<sup>181</sup> Im Vergleich zeigt sich auch, dass das Lohnniveau auf einem ähnlichen Level wie bei den Handwerkern liegt. Lediglich die selbstständigen Handwerksmeister hatten die Chance, in manchen Gewerben deutlich mehr zu verdienen. Es war für Arbeiter insgesamt möglich, durch Bildung und Ausbildung einen höheren ‚Wohlstand‘ zu erreichen. Somit avancierte der ‚neue Mittelstand‘ in Teilen der Arbeiterschaft sicherlich zu einer erstrebenswerten Lebensperspektive. So hatten viele Facharbeiter das Ziel, ihre Kinder in besser bezahltem Gewerbe unter zu bringen.<sup>182</sup> Des Weiteren entschieden sich Arbeiterfamilien am Ende des 19. Jahrhunderts vermehrt zu einer bewussteren Lebensplanung.

Trotzdem stellt Flecken beispielsweise fest, dass viele Eltern im Arbeitermilieu gegenüber der (Schul-) Bildung ihrer Kinder eine eher skeptische und ablehnende Haltung einnahmen. Faktoren, die diese Einstellung beeinflussen, sind zum einen die materiellen Umstände, sowie die Überzeugung, auch durch Bildung wenige Aufstiegschancen zu erhalten.<sup>183</sup> „Nicht nur die restriktive Bildungspolitik, sondern auch die schlechten Voraussetzungen in den Arbeiterfamilien hemmten eine erfolgreiche Schulbildung. Nur die wenigsten Arbeiterkinder hatten einen ruhigen Platz, um daheim Schularbeiten zu machen. Viele mußten bei außerhäuslicher Erwerbstätigkeit der Mutter kleine Geschwister beaufsichtigen oder wurden als billige Arbeitskräfte bei der Heimarbeit, der Arbeit auf dem Felde oder auch als Zeitungsboten benutzt.“<sup>184</sup> Die Schulbildung wurde oftmals aufgrund der existentiellen Notlage zurückgestellt – das Aneignen lebensnotwendiger, praktischer Fertigkeiten stand im Vordergrund. So schreibt ein Mädchen 1909 über die Einstellung ihrer Mutter zur Schule und der Unterrichtspflicht:

---

<sup>180</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S.478

<sup>181</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S. 488

<sup>182</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelder 1992, S.562

<sup>183</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 126

<sup>184</sup> Ritter/ Tenfelde 1992, S. 723

*„Sie war auch eine Feindin der ‚neumodischen Gesetze‘, wie sie die Schulpflicht nannte. Sie fand es ungerecht, daß andere Menschen den Eltern vorschreiben, was sie mit ihren Kindern zu tun haben. In diesem Punkte hatte mein Vater ihre Anschauung geteilt und meine Brüder hatten ihm schon mit zehn Jahren bei einer Arbeit, der Weberei, helfen müssen. Drei Jahre Schule war nach Ansicht meiner Eltern genug und wer bis zum zehnten Jahr nichts lernt, lernt später auch nichts, war eine von ihnen oft getane Äußerung.“<sup>185</sup>*

Sozialisationsrelevante Orientierungen sind also die gegenwartsbeschränkte Zeitperspektive, die das Überleben im ‚Jetzt‘ fokussiert, und nicht über zukünftige Möglichkeiten spekuliert. Zudem war die Einstellung meist passiv-resignativ – das Bildungsniveau der Eltern wurde oft als für das Kind ebenso ausreichend erachtet. Dementsprechend hatte die Volksschule, wenn sie überhaupt besucht wurde, die größte Bedeutung für das Arbeitermilieu, sie sollte, staatlich gesteuert, die politische Gesinnung im Sinne nationalistischer, monarchistischer und kirchlich-religiöser Vorstellungen beeinflussen. Die Wirkung kann in diesem Zusammenhang unterschiedlich interpretiert werden.<sup>186</sup> Auch die Qualität der Volksschulbildung schwankte regionalbedingt. Trotz allem gab es auch im Arbeitermilieu Bildungsschichten, was sich auf das politische und soziale Verhalten insgesamt auswirkte. Darüber hinaus spielten höhere Schulen jedoch keine Rolle für Arbeiterkinder, wie die Analyse von Müller 1977 für den Raum Berlin widerspiegelt.<sup>187</sup> Obgleich – und dass muss auch im Bewusstsein der Arbeiterschaft verankert gewesen sein – Bildung und Berufswahl die Zukunftschancen erheblich verbesserten: „Der jugendliche Lehrling oder Hilfsarbeiter im Fabrik- oder Industriebetrieb spürte meist wenig Neigung zur Fortbildung, die überdies durch den mehrjährigen Militärdienst unterbrochen würde. Dabei hat die Berufswahl nach Schulabschluss das weitere Bildungsverhalten wahrscheinlich maßgeblich mitbestimmt: Je besser die Schulergebnisse, desto größere Chancen, einen aussichtsreichen und wohlangesehenen Lehrberuf zu ergreifen, und desto höher die spätere Wahrscheinlichkeit, das Zeitungen gelesen, auch sonstige Schriften studiert würden.“<sup>188</sup>

---

<sup>185</sup> Nach Flecken 1981, S. 127

<sup>186</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S. 725

<sup>187</sup> Vgl. Müller 1977, S. 522 f.

<sup>188</sup> Ritter/ Tenfelde 1992, S. 728

Die dargestellten Faktoren der beruflichen Sozialisation prägen die Identitätsentwicklung der Arbeiter deutlich – der Beruf und oftmals mangelhafte Bildung prägt die Persönlichkeit. Die Persönlichkeit wiederum wird in diesen Aspekten durch die eigenen Nachkommen reproduziert. Davon ist insbesondere auszugehen, da sich die Umstände beruflicher Arbeit auch direkt auf das familiäre Zusammenleben auswirken. Es ist insgesamt davon auszugehen, dass innerbetriebliche Arbeitsgefüge auch außerbetriebliche Daseinsverhältnisse förderten. Das heißt, dass sich berufliche Milieus in Wohnnachbarschaften und außerbetrieblicher Organisation fortsetzten und zum Teil ergänzten und somit zur Konstitution eines ‚Arbeitermilieus‘ beitrugen. Zunächst werden jedoch die familialen Sozialisationsbedingungen der Arbeiter, ergänzt durch Aspekte der kleinen und mittleren Bauern, dargestellt.

### **5.3 Familiäre Sozialisation**

Der Begriff der Arbeiterfamilie, der die Vorstellung nahelegt, es handele sich hierbei um eine homogene Lebensform, ist problematisch. „Die äußeren Lebensbedingungen armer Handwerker und kleiner Beamter differierten oft nur unwesentlich von denen des Lohnarbeiters in der Fabrik, der den Begriff des modernen Industrieproletariats voll erfüllte [...].“<sup>189</sup> Vielmehr hängen Lebensstil und Mentalität von äußeren Faktoren, wie dem eigentlichen Beruf, dem damit verbundenen Einkommen und der Stellung innerhalb der Hierarchie am Arbeitsplatz oder der Wohnsituation, beziehungsweise dem Besitz, zusammen. Deswegen kann die Darstellung dieses Familientyps meist nur in idealtypischer Form vorgenommen werden. Die Veränderungen durch Industrialisierung und Urbanisierung brachten diesen, auch in dieser Arbeit dargestellten, Typ der idealisierten ‚Arbeiterfamilie‘ hervor. Als Gemeinsamkeit mit der Handwerkerfamilie kann die äußere Struktur der Familienform, die ‚Kleinfamilie‘, mit größtenteils zwei Generationen im Haushalt und der Funktion der eigenen Reproduktion, genannt werden.<sup>190</sup> Obgleich die generelle Tendenz der Kernfamilie durch gegenläufige Familienformen, wie beispielsweise der halboffenen Familienstruktur, gekennzeichnet war. Hierbei lebten mehrere Familien zusammen in einer Wohnung oder sie nahmen Schlaf- oder Kostgänger auf.<sup>191</sup> Charakteristisch war zudem, im Unterschied zu vielen Handwerkerfamilien, dass Arbeitsstätte und Familie

---

<sup>189</sup> Berg 1991, S. 105

<sup>190</sup> Vgl. Schlösser 1978, S. 347

<sup>191</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 31 f. und Freudenthal 1978, S. 343

räumlich voneinander getrennt waren.<sup>192</sup> Trotzdem kann sich die Vorstellung eines Familienlebens, mental separiert von der Arbeit, nicht durchsetzen. Die Erwerbstätigkeit prägte ständig den Geist des Familienlebens.<sup>193</sup> Dies gilt unvermittelt auch für die Heimarbeiterfamilien – da bei ihnen Arbeit und Familienleben sogar parallel stattfanden. Zwar war der Trend zur Kernfamilie für alle gesellschaftlichen Milieus im Kaiserreich relevant, allerdings unterschied sich die Familie der Arbeiterschaft in vielen Facetten sehr deutlich von darüber liegenden Milieus. Ein Unterscheidungsmerkmal ist in diesem Zusammenhang die Rolle der Frau, die innerhalb der Arbeiterfamilie unterschiedliche Funktionen innehatte. So oblag ihr die Sorge für Haushalt und Kinder, sowie oftmals die Verpflichtung zum Unterhalt beizutragen, um den Bestand der Familie zu sichern.<sup>194</sup> Stearns fügt des Weiteren hinzu, dass es Frauen zum Teil als Aufgabe ansahen, ihre Ehemänner gesund und arbeitsfähig zu halten.<sup>195</sup> Dieser Aspekt erhält deshalb einen hohen Stellenwert, da die Arbeiter auf Lohnarbeit angewiesen waren und dafür die Ware ‚Arbeitskraft‘ verkauften. Damit einher ging für die Arbeiterschaft oftmals eine ökonomische und soziale Mängellage, die durch konjunkturelle Schwankungen, Arbeitslosigkeit, fehlende Rücklagenbildung und unzureichenden gesetzlichen Schutz geprägt war.<sup>196</sup> Folglich wurde die Rollendifferenzierung im familiären Kontext immer problematischer, da durch die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frau, die Erziehung der Kinder in den Hintergrund geriet. Die Familie musste sich demzufolge an die Bedingungen der Industriearbeit anpassen. Das hieß, dass soziale Beziehungen auf ein Minimum beschränkt wurden, da der Arbeitsrhythmus auch den Lebensrhythmus der Familie bestimmte – intensive Eltern-Kind-Beziehungen wurden dadurch deutlich erschwert. Deswegen litt die Kindererziehung meist unter zeitökonomischen Zwängen, die das Eingehen auf die Bedürfnisse des Kindes deutlich erschwerten.<sup>197</sup> Einen Hinweis über diesen Konflikt innerhalb der Familie, liefert ein sozialdemokratischer Theoretiker, der 1906 über die Grenzen elterlicher Erziehung innerhalb der Arbeiterfamilie schreibt:

*„Wenn die Arbeiterfrau todmüde nach Hause kommt und dann noch ihr Hauswesen besorgen muß, werden ihr die Kinder in dem engen Raum oft im Wege sein. [...] Oder der Zwang beim Essen. Es ist leicht gesagt, man soll ein*

---

<sup>192</sup> Vgl. Schneider 1978, S. 334

<sup>193</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 34

<sup>194</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 32

<sup>195</sup> Vgl. Stearns 1980, S. 261

<sup>196</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 33

<sup>197</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 33 und Schlösser 1978, S. 350

*Kind nicht zwingen zu essen, was ihm widerstrebt, sondern man soll ihm geben, was ihm schmeckt. Aber selbst die besser gestellten Proletarier können das nicht tun. [...] Welcher Arbeiter kann genügend Fleisch kaufen, um seine Kinder satt zu machen, wenn sie nicht reichliche Kartoffeln daneben essen? Es liegt auf der Hand, daß alle diese Dinge so schwer wirken, daß an eine wirkliche Erziehung seitens der Eltern in der Arbeiterklasse nicht zu denken ist.“<sup>198</sup>*

Es ist davon auszugehen, dass die Ausführungen etwas überspitzt dargestellt sind, da von sozialdemokratischer Seite kommend. Die Situation der Arbeiter wurde eventuell dramatisiert, um den politischen Handlungsbedarf, im Sinne der Wählerschaft, zu erhöhen. Trotzdem wird die grundlegende Problematik klar. Die Erziehung des Kindes wurde meist von dem Fehlen eines Elternteils erschwert. Gerade durch die teilweise erzwungene regionale Mobilität, zum Beispiel bei Maurern und Zimmerer, oder den frühen Tod eines Elternteils, litt die Stabilität des Familienlebens.<sup>199</sup> Die teilweise langen Arbeitszeiten – auch am Wochenende – brachten oft mit sich, dass gerade kleine Kinder ihren Vater nur an Sonntagen sahen.

Trotzdem war die Familie für den Arbeiter Teil des Lebenszwecks – Arbeiter waren stolz überhaupt eine Familie gegründet zu haben.<sup>200</sup> Stearns argumentiert zum Teil gegen die Darstellung der weniger emotionalen Beziehungen innerhalb der Arbeiterfamilien. Er führt auf, dass arrangierte Vernunftsehen und das Heiratsalter mit der Industrialisierung weiter zurückgingen. Dabei wurden meist ebenso mittellose Frauen geheiratet. Wurden nach der Eheschließung Kinder erwartet – die Kindersterblichkeit war relativ hoch – stellten diese dann meist trotzdem eine erhebliche ökonomische Belastung<sup>201</sup> dar. Die prekäre finanzielle Situation innerhalb der Familie wirkte sich dementsprechend auf den gesamten Haushalt aus: größere Anschaffungen waren oft unmöglich und die Wohnsituation sehr schlecht. Eltern und Kinder lebten auf engstem Raum zusammen. „Die Wohnungen zeigen fast alle ein außerordentlich ärmliches, unhygienisches und unpraktisches Gepräge. Durchschnittlich bestehen sie aus ein bis zwei Zimmern und einer Küche oder Kochgelegenheit. Die Licht- und Lüftungsverhältnisse sind sehr schlecht. Der Abort ist

---

<sup>198</sup> Saul/ Fleming/ Stegmann/ Witt 1982, S. 55 – Ein sozialdemokratischer Theoretiker über die Grenzen der elterlichen Erziehung

<sup>199</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 35

<sup>200</sup> Vgl. Stearns 1980, S. 266

<sup>201</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 48 f.



meist für mehrere Familien gemeinsam auf der Treppe.<sup>202</sup> Somit prägte auch die Wohnsituation das Familienleben.

Diese allgemeinen, strukturellen Umstände prägten die Sozialisationsbedingungen der Arbeiterfamilien. Dabei sticht in den meisten Studien die geringe emotionale Bindung hervor, die nicht allzu häufig durch Gegenbeispiele widerlegt wurde. Eine ähnliche Charakteristik der familialen Sozialisation zeigt sich auch für die Landarbeiterfamilien, die keiner traditionell bäuerlichen Familienform unterlagen.<sup>203</sup>

Die Bauernfamilie soll jedoch im Folgenden, ergänzend, kurz dargestellt werden. Bei den Bauern zeigt sich im 19. Jahrhundert eine eher *homogenere* Sozialstruktur. Zwar wanderten einige gescheiterte Bauernexistenzen, zum Beispiel als Industriearbeiter, in den urbanen Raum ab, einen Zustrom in bäuerliche Sphären blieb jedoch meist aus, weil Herkunftshomogenität und Selbstrekrutierung die soziale Mobilität stark einschränkten.<sup>204</sup> Trotzdem waren die Lebens- und Arbeitsverhältnisse äußerst vielfältig. Wie bei der Arbeiterschaft gab es mitunter große Spannbreite an realen Lebensstilen – Aussagen über ‚den Bauern‘ sind schwierig. Zur Verdeutlichung: „Neben Vollbauern, Halbbauern, Viertelbauern existierten jene vielfältigen Zwischenstufen bis den gänzlich Landlosen, die je nach Region Brinksitzer, Kötter, Häusler, Heuerlinge, Anbauern etc. genannt wurden.“<sup>205</sup> Trotz dieser großen Differenzierungsmöglichkeiten soll, spezialisiert auf die familiäre Sozialisation, nur ein allgemeiner Überblick vermittelt werden – ohne detailliert die vielen verschiedenen Familienformen zu beschreiben.

Insgesamt war die familiäre Sozialisation von den Rahmenbedingungen des Arbeitsprozesses zur Existenzsicherung, ganz ähnlich wie bei der Arbeiterschaft, geprägt. Der bäuerliche Betrieb ist ein Familienbetrieb – Bauer und Angehörige arbeiten selbst mit. Daran angepasst waren die Wohnverhältnisse, grundsätzlich wurden die Räume in Stube, Kammer und Küche getrennt. Oft wurden aus Platzmangel mehrere Funktionen von Räumen gleichzeitig übernommen, wie folgendes Zitat zur ‚Wohnstube‘ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts anschaulich darstellt:

---

<sup>202</sup> Freudenthal 1978, S. 342

<sup>203</sup> Vgl. Flecken 1981, S. 34

<sup>204</sup> Wehler 2008, S. 831

<sup>205</sup> Rosenbaum 1982, S. 51

*„In ihr spielte sich beim Bauern ja viel mehr vom Leben als in der Wohnstube des Städters, der doch zumindest zwei, gewöhnlich aber mehr Räume zu Wohnzwecken benutzt. Unsere Stube war auch Küche und Schlafräum für die Eltern. Sie diente oft als Werkstatt, war nicht nur Krankenstube für alle Familienangehörige, sondern in ihr fanden auch Hühner, Ziegen und junge Schweinchen, sobald sie den Kopf hingen, sorgsame Pflege. Dafür wurde sie bei festlichen Gelegenheiten zur guten Stube. Sie war Geburts- und Sterbezimmer fast der ganzen Familie und diente bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts als Schulstube und Betsaal.“<sup>206</sup>*

Dies bildete die Rahmenbedingungen des bäuerlichen Familienlebens. Damit ging einher, dass die Ehe eine unabdingbare Lebensnotwendigkeit darstellte, dessen möglicher Grad an Emotionalität und Intimität durch das Ausmaß ‚zweckfreier‘ Anteile des Zusammenlebens geprägt war. Dabei war die generative Zusammensetzung, ähnlich wie bei den Arbeiter- und Handwerkerfamilien, zumeist die einer Zwei-Generationen oder Kernfamilie.<sup>207</sup> Die Drei-Generationenfamilien<sup>208</sup> oder Stammfamilien waren wenn, dann eher bei der wohlhabenderen Bauernschaft anzutreffen.<sup>209</sup> Innerhalb dieser Familien war die effektive Kinderzahl – entgegen dem traditionellen ‚Klischee‘ des Kinderreichtums – relativ gering. „Man kann davon ausgehen, daß meist nicht mehr als zwei bis drei Kinder (auch erwachsene) im bäuerlichen Haushalt lebten. [...] Allerdings lebten in fast allen bäuerlichen Haushalten eigene Kinder oder Ziehkinder. Denn zumindest der Erbe blieb bis zur Übernahme bei den Eltern, häufig auch noch Geschwister als Arbeitskräfte.“<sup>210</sup> In diesem Zusammenhang postuliert Rosenbaum, dass Eltern ihren Kindern oftmals wenig Aufmerksamkeit schenkten oder es auch nicht konnten. Gewissermaßen herrschten Gleichgültigkeit und Desinteresse vor – Kinder waren das Nebenprodukt sexueller Beziehungen.<sup>211</sup> Darüber hinaus hatten Kinder in der bäuerlichen Familie des 19. Jahrhunderts eine Doppelfunktion: sie waren potenzielle Arbeitskräfte und Erben des elterlichen Hofes. Diese Einstellung prägte sowohl die eigentliche Kindheit, als auch

---

<sup>206</sup> Nach Rosenbaum 1982, S. 107

<sup>207</sup> Vgl. Planck 1978, S. 195

<sup>208</sup> Rosenbaum unterscheidet zwischen diesen beiden Familienformen. Bei drei Generationen in einem Betrieb nimmt dabei die mittlere Generation die Autoritätsposition ein. Verschiedene strukturbestimmende Faktoren, wie beispielsweise das Erbrecht, förderten oder unterbanden die jeweilige generative Zusammensetzung, vgl. dazu Rosenbaum 1982, S. 60 f.

<sup>209</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 63

<sup>210</sup> Rosenbaum 1982, S. 65

<sup>211</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 90

die Erziehung. Im Gegensatz zur Handwerker- oder Arbeiterfamilie war die Rollenverteilung in Bezug auf die mit der Erziehung beauftragten Personen nicht so eindeutig. Zwar war die Mutter primär verantwortlich, praktisch übernahmen aber auch andere Personen, wie ältere Bäuerinnen, Geschwister oder das Gesinde Erziehungsfunktionen. Dementsprechend verlief der Erziehungsprozess relativ unbewusst – ohne gezielte Bildung oder Ausbildung kindlicher Fähigkeiten. „Inhalt und Ziel der der ‚Erziehung‘ im Bauernhaus können mit dem Begriff ‚Erziehung zur Arbeit‘ am besten beschrieben werden.“<sup>212</sup> Dabei war der Übergang zwischen Spiel und Arbeit zunächst fließend und oft auch ohne tatsächlichen Zwang, da die Kinder spürten dass mit der Übernahme von Pflichten auch das Ansehen in der familiären Gemeinschaft stieg. Der im Mittelpunkt stehende Hof, prägte den ‚instrumental view of family relationships‘ entscheidend mit. Die Arbeitsleistung bestimmte die Wertschätzung von Familienmitgliedern, welche sich dann bei Ritualen wie den gemeinsamen Mahlzeiten und entsprechender Sitzordnung widerspiegelte.<sup>213</sup> Eltern-Kind Beziehungen waren meist durch Befehl und Gehorsam gekennzeichnet, Gewalt war nicht selten. Somit überwog das Gefühl der Autorität, das der zärtlichen Hingabe.<sup>214</sup>

Zusammenfassend betrachtet, ist die familiäre Sozialisation innerhalb der Bauernfamilie – und das steht gegensätzlich zur Arbeiterfamilie – geprägt durch die Verbindung von Produktions- und Wohnstätte. Der bäuerliche Vater wird deswegen nicht durch die Trennung von Arbeitsplatz und Wohnung in seinen pädagogischen Pflichten behindert. Somit ist das Leben ‚vaterbestimmter‘ als in Nicht-Landfamilien.<sup>215</sup> Dies resultiert auch aus der Rolle des Vaters, die Kinder in die Berufs- und Arbeitswelt einzuführen. Gemeinsam sind beiden Familienformen, dass die emotionale Nähe zu den eigenen Kindern anscheinend eher gering war und die reflektierte Anwendung von Erziehungsstilen für bestimmte Erziehungsziele kaum stattfindet.

#### **5.4 Öffentlichkeit und Freizeit**

Die Freizeit war bei den meisten Bauernfamilien, als auch dem Arbeitermilieu, aufgrund der hohen zeitlichen Arbeitsbelastung kurz.<sup>216</sup> Die Freizeit der Bauern war bestimmt

---

<sup>212</sup> Rosenbaum 1982, S. 93 und Planck 1978, S. 200

<sup>213</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 93 f. und Gestrich 2003, S. 418 f.

<sup>214</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 98

<sup>215</sup> Vgl. Planck 1978, S. 208

<sup>216</sup> Vgl. Schneider 1978, S. 334

von der offenen Geselligkeit, von Nachbar- und Dorfgemeinschaft, sowie dem religiösen Brauchtum.<sup>217</sup> Insgesamt weitete sich die freie Zeit, zumindest für die Arbeiterschaft, gegen Ende des 19. Jahrhunderts dennoch etwas aus, sodass außerhalb von Fabrik und Familie neue Betätigungen und Orientierungen möglich waren. Viele Arbeiter entwickelten allerdings nur langsam ein Freizeitinteresse.<sup>218</sup> Trotzdem entfaltet sich ein Geflecht aus Bildungs-, Freizeit- und Sportorganisationen (zum Beispiel Turn- und Fußballvereine) im Umkreis der Arbeiter. „Man kann hierzu neben der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung im ganze auch die proletarische Jugend- und die Frauenbewegung, insbesondere aber die Sänger- und Turnerbewegung, das Arbeitertheater und manche andere Gründung rechnen, die in spezifischen örtlichen und regionalen Gegebenheiten ihre Wurzeln hatte.“<sup>219</sup> Gerade die durch den Beruf bedingte regionale Gruppenbildung, die meist einem Gewerbe oder Großbetrieb zuzuordnen ist, fasst diesen letzten Punkt auf. Dies heißt auch, dass Geselligkeit weitestgehend sozial homogen stattfand. So stellt Schlösser fest, dass ungelernete Arbeiter primär unter ihresgleichen verkehren und erst in zweiter Linie mit Facharbeitern und dessen Familien. Dementsprechend grenzt sich der Facharbeiter, ähnlich wie der Handwerksmeister zu Gesellen und Lehrlingen, von ungelerten Arbeitern ab und verkehrte eher mit einfachen Angestellten und Beamten.<sup>220</sup> Aufgrund der meist schwierigen finanziellen Lage, brachten Arbeiter meist wenig Geld für ihre Freizeit auf, beziehungsweise suchten sie sich Beschäftigungen, die wenig oder gar keinen finanziellen Aufwand bedurften. Darüber hinaus ist auch nicht unbedingt der Mangel an Freizeitaktivitäten ein Phänomen des Arbeitermilieus, sondern die Schwerfälligkeit der Verhaltensänderung, Gestaltungsmöglichkeiten in der Öffentlichkeit und in der Freizeit wahrzunehmen.<sup>221</sup> Typische Freizeitbeschäftigungen war der Sonntagsspaziergang, die Arbeit im eigenen Garten, Spielen mit den Kindern oder das Lesen leichter Lektüre. Dabei unterschieden sich großstädtische und kleinstädtische Arbeiter kaum. Auch die Erholung und Alkoholkonsum waren typische Aktivitäten, wie eine Befragung bei Daimler zeigt: „Ein Drittel aller Arbeiter bei Daimler, die über ihre Freizeit befragt wurden, gaben ‚Ruhe und Schlaf‘ als ihr Hauptinteresse an, dazu: ‚Tabakrauchen und Zeitung lesen auf dem Sofa‘, Spaziergehen, nachher

---

<sup>217</sup> Vgl. Berg 1991, S. 111

<sup>218</sup> Stearns 1975, S. 285

<sup>219</sup> Ritter/ Tenfelde 1992, S. 798

<sup>220</sup> Vgl. Schlösser 1978, S. 364

<sup>221</sup> Vgl. Stearns 1975, S. 285

ein paar Glas Bier“.<sup>222</sup> Bessere verdienende Arbeiter besuchten gelegentlich auch Restaurants oder kauften bessere Lebensmittel. Dazu kamen noch Tanzveranstaltungen, die Mitgliedschaft im Gesangsverein „und schon ist das Freizeitverhalten der großen Mehrheit der deutschen Arbeiter beschrieben“<sup>223</sup>.

Wie bereits aufgeführt, spielte im Bereich ‚Öffentlichkeit‘ das Vereinswesen eine große Rolle – auch wenn sich dieses im Arbeitermilieu zunächst relativ langsam ausbildete und sich erst in den 1890er Jahren rasch entwickelte. Dementsprechend unübersichtlich stellt sich das Vereinswesen dar und soll an dieser Stelle nicht weiter präzisiert werden.<sup>224</sup> Daran angelehnt lässt sich aufführen, dass auch die Vereinsgesellung an konjunkturelle Schwankungen gebunden war und in Aufschwungsjahren rasch zunahm. Der Wunsch nach Geselligkeit übertrumpft dann meist die eigentlichen Zwecke der Vereine oder Veranstaltungen. Wichtige Vereinszwecke wurden teilweise ausgegliedert – so verlor beispielsweise das Unterstützungswesen durch Kasseneinrichtungen, mit einsetzen staatlicher Sozialversicherungen, an Bedeutung. Der Erhalt von Kassen in Vereinen senkte dann lediglich die Mitgliederfluktuation.<sup>225</sup> Erstaunlich ist, wie einflussreich das bürgerliche Vorbild der Vereinsgesellung auf das Arbeitermilieu wirkte: Es kam zur Entfaltung von Bedürfnissen, die über die einfache Existenzerhaltung hinausgingen.<sup>226</sup> Über die Entfaltung dieser Arbeiterkultur, auch im Vereinswesen, entwickelte sich die Arbeiterbewegung, die strikt gegen den wilhelminischen Staat ausgerichtet war.

## 5.5 Zwischenfazit

Folgende, zur Kontrastierung mit dem 7. Hauptkapitel geeignete, Mentalitäten lagen den Sozialisationsprozessen der beschriebenen Milieus zu Grunde: Mehr noch als die städtische Arbeiterfamilie, ist die Bauernfamilie die Grundeinheit des Erwerbs- und Arbeitslebens<sup>227</sup> oder nach Rosenbaum die „untrennbare Einheit von Produktion, Konsum und ‚Familien‘-leben“<sup>228</sup>. Der Besitz von Land ist dabei nie einer Person zugeschrieben, sondern ist Bestandteil der ganzen Familie und gehört damit den

---

<sup>222</sup> Stearns 1975, S. 285

<sup>223</sup> Stearns 1975, S. 286

<sup>224</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S. 820

<sup>225</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S. 824 f.

<sup>226</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S. 799

<sup>227</sup> Vgl. Linde 1978, S. 220

<sup>228</sup> Rosenbaum 1982, S. 57

Kindern auch mit. Dementsprechend erfolgte die Verteilung der erwirtschafteten Mittel des Haushaltes nach den eigenen Bedürfnissen – Bauern waren selbstbewusst und stolz auf ihren Hof. Während beispielsweise Handwerker und Arbeiter die Zwänge der kapitalistischen Entwicklung spürten, blieb die Arbeits- und Lebenssituation der Bauern und der Typus des ‚self-supporting-peasant‘ lange Zeit unverändert.<sup>229</sup> Dieser Aspekt bestimmte die Lebensweise, die Mentalität und schließlich die soziale und kollektive Identität. Dabei war die Identitätsbildung bestimmt durch das Zurückstellen eigener Bedürfnisse für die Erhaltung des Hofes – Identität bedeutete, abgeleitet aus den bisherigen Ausführungen, weniger das reflektierte Bewusstsein über die eigene Biografie, als vielmehr die Weiterführung der Geschichte des Hofes. Die Arbeit zur Aufrechterhaltung der eigenen Existenz und die traditionelle Pflege des eigenen, noch so kleinen Besitzes bestimmte die Mentalität. Im Gegensatz dazu war Familien- und Erwerbsleben bei den Arbeitern – ausgenommen den Heimarbeitern – räumlich getrennt. Trotzdem bestimmte das Arbeitsleben auch die Existenz der Familie maßgeblich. Die Herausbildung der sozialen Identität war ebenso durch die Arbeit und das Rollenverständnis als Arbeiter geprägt – es gab nur wenige Möglichkeiten aus diesem Milieu auszutreten und für viele war die Option ohnehin nicht vorhanden. Die Herausbildung einer kollektiven Arbeiteridentität wurde durch innerbetriebliche Bekanntschaften und informelle Gruppenbeziehungen geprägt. Es kam zur Herausbildung einer gemeinsamen Wort- und Körpersprache. Diese Prozesse der individuellen und kollektiven Persönlichkeitsbildung konnten aber auch durch den häufigen Wechsel des Arbeitsplatzes, schnelles Wachstum und krisenhafte Beschäftigungseinbrüche unterbrochen, beziehungsweise erschwert werden.<sup>230</sup> Hier half vor allem der öffentliche Bereich zur Etablierung einer proletarischen Mentalität<sup>231</sup>, wie sie in den einzelnen Abschnitten des Kapitels beschrieben wurden. Insgesamt ist die Firmensolidarität als das bestimmende Merkmale bei der Identitätsbildung. „So entstehende Gruppenidentität mochte, das ist im Einzelnen schwer zu ergründen und meist nur anhand nachgewiesenen Verhaltens wahrscheinlich zu machen, eine eigene Verhaltenslogik, auch Beharrungskraft und sogar Widerspenstigkeit in spezifischen Situationen erkennen lassen und gerade darin die Besonderheit in der Welt des Denkens der Arbeiter spiegeln.“<sup>232</sup>

---

<sup>229</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 57 f.

<sup>230</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S. 812

<sup>231</sup> Vgl. Ritter/ Tenfelde 1992, S. 826

<sup>232</sup> Ritter/ Tenfelde 1992, S. 813

## 6. Das Bürgertum – bürgerliche Ideale als Orientierungsmuster in der Gesellschaft des Deutschen Kaiserreichs

Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann nach Wehler die Verbürgerlichung der Gesamtgesellschaft – eine Aufwärtsbewegung der Sozialformation, die durch das Deutsche Kaiserreich hinweg weiter andauerte. Mit Verbürgerlichung ist vor allem das Ausrichten des Lebensstils von differierenden sozialen Milieus an bürgerlichen Idealen und Wertevorstellungen gemeint. Der ‚Doppelkern‘ des Bürgertums konstituierte sich aus dem Wirtschafts- und Bildungsbürgertum. Dabei war der Anteil an der Gesamtgesellschaft im Deutschen Kaiserreich relativ gering: etwa drei bis vier Prozent zählten zu den Wirtschaftsbürgern, während weniger als ein Prozent der Menschen das Bildungsbürgertum bildeten.<sup>233</sup> Insgesamt zählten in den letzten Friedensjahren rund sechs Prozent der Bevölkerung zum Bürgertum.

Die Zugehörigkeit zu den beiden Gruppen des Bürgertums wird vor allem durch die Bildungswege und zum Teil durch die beruflichen Karrieren bestimmt. Zur Verdeutlichung wird zunächst das Bildungsbürgertum näher beschrieben, um anschließend das Wirtschaftsbürgertum darzustellen. So koppelt Nipperdey den Begriff Bildungsbürger in erster Linie an den Erwerb von Bildungspatenten in Form von akademischen Abschlüssen – Bildung konstituiert das Bildungsbürgertum und wird zur Lebenseinstellung<sup>234</sup>. Groppe hingegen definiert das Bildungsbürgertum durch einen ‚aktiven Teil‘ – Männer mit Einjährigenqualifikation<sup>235</sup> und einem passiven Teil – Frühabgänger von höheren Schulen die ein erhebliches Potenzial besitzen.<sup>236</sup> Zur besseren Unterscheidung zwischen ‚neuem Mittelstand‘ und Bildungsbürgertum wird jedoch der akademische Abschluss als Unterscheidungsmerkmal verwendet. Folglich erhält Bildung eine schärfere Abgrenzungsfunktion zu den unteren sozialen Milieus. Dabei ist es gleichgültig, wie hoch das spätere Einkommen oder der berufliche Status ist.<sup>237</sup> Zum Bildungsbürgertum zählten also Ärzte, Rechtsanwälte, Professoren, Lehrer der höheren Schulen, Richter, höhere Beamte oder Ingenieure.<sup>238</sup> Gerade durch die Tradition des Beamtentums wurde die Entwicklung des Bürgertums, auch durch die charakteristische Staatsnähe, vorangetrieben.

---

<sup>233</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 712 f.

<sup>234</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 732

<sup>235</sup> Die Bedeutung des Einjährigenprivilegs kommt auch durch den damit verbundenen Gasthörerstatus an Universitäten zum Ausdruck, vgl. Groppe 2001, S. 34

<sup>236</sup> Vgl. Groppe 2001, S. 25

<sup>237</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 382

<sup>238</sup> Vgl. Groppe 2001, S. 25

Des Weiteren gilt als entscheidendes Merkmal dieser Gruppe nicht nur das ‚Leistungswissen‘, sondern mehr noch: „Es ist Bildungswissen aufs Allgemeine, jedenfalls auch, bezogen. Der Umgang mit ‚Kultur‘ – mit literarischer Lebensdeutung und – Reflexion, mit Künsten und Wissenschaften, mit hochkomplizierten Vermittlungssystemen – ist ein Teil des täglichen Lebens dieser Schicht oder doch ihrer Präentionen, oder solcher Umgang, von anderen geleistet und jetzt objektiviert, prägt den Lebensstil.“<sup>239</sup> Somit ergibt sich die soziale Identität dieses kleinen Bildungsmilieus zu großen Anteilen aus Bildungserfolgen und der Möglichkeit der ständigen Weiterbildung sowie dem repräsentieren des eigenen Bildungsstatus in Familie, Beruf und Öffentlichkeit. Folglich prägte das Bildungsbürgertum einen bildungsbürgerlichen Habitus, den Nipperdey einen „symbolischen ‚Code“<sup>240</sup> nennt. Hier ist vor allem die kognitive Dimension des Habitusbegriffs gemeint: Das Verstehen einer komplexen und literarischen Sprache, sowie die weitere Kommunikation auf dieser Ebene. Es gab milieuspezifische Sprachsysteme.<sup>241</sup> Das bildete die Grundlage zur Vermittlung von Werten und Symbolen, die die eigene Identität prägen sowie die Identifikation untereinander ermöglicht. Darüber hinaus wurde auch eine besondere körperliche Hexis durch Verhaltensweisen, Mienenspiel, Gestik und Bewegung im Bildungsbürgertum verankert. Dies prägte den gesamten Lebensstil: Konsum, Kleidung und Wohnverhältnisse waren an die bildungsbürgerlichen Normen angepasst. Damit einher ging auch die Veränderung der verschiedenen sozialen Rollen. Frauen wurden beispielsweise im Produktionsprozess entlastet und auch die Familienideale änderten sich, hin zu möglichst intimen Verhältnissen und der gesteigerten Betonung der Individualität.<sup>242</sup>

Die zweite Gruppe des Bürgertums, das Wirtschaftsbürgertum, bestand aus großen Unternehmern – Cassis sieht sie sogar als Kern des Bürgertums<sup>243</sup>. Sie waren Leiter von Unternehmen, zu denen Kaufleute, Bankiers, Industrielle, Werkdirektoren, Filialleiter und große Händler gehörten.<sup>244</sup> Sie hatten durch Einkommen und Vermögen einen hohen Wohlstand und stellten die reichste sozio-professionelle Gruppe im Kaiserreich dar.<sup>245</sup> Trotzdem wuchs auch für sie die Bedeutung der Bildung – sie

---

<sup>239</sup> Nipperdey 1994, S. 383

<sup>240</sup> Nipperdey 1994, S. 383

<sup>241</sup> Vgl. Wehler 1994, S. 123

<sup>242</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 384

<sup>243</sup> Vgl. Cassis 1995, S. 9

<sup>244</sup> Vgl. Tilly 1995, S. 35

<sup>245</sup> Vgl. Cassis 1995, S. 17



wurden gebildeter.<sup>246</sup> Diese Tendenz entstand aus dem notwendigen theoretischen Wissen für ihren Beruf – das hieß sie besuchten höhere Schulen und legten immer häufiger das Abitur ab, um zu studieren.<sup>247</sup> Ihre Tätigkeit in der Wirtschaft prägte eine entsprechende Unternehmermoral aus, die durch die Wertschätzung von Leistung und Selbstständigkeit charakterisiert wurde.<sup>248</sup> Zudem übernahmen sie immer mehr die ‚Kultur‘ des Bildungsbürgertums: „Die Wirtschaftsbürger übernehmen Wert- und Sinninterpretationen der Bildungsbürger auch für das, was ihnen immer schon eigen war: Individualismus und Rationalität, Arbeitsethos und Familiensinn.“<sup>249</sup> In diesem Zusammenhang wuchsen auch die Berührungspunkte beider Bürgergruppen an – Unternehmer kommen zum Teil aus Akademikerfamilien. Manche Manager sind durch Bildung aus dem kleineren Beamtentum des mittelständischen Milieus aufgestiegen. Bildung ermöglichte somit wirtschaftlichen Erfolg, der daraufhin zu gesteigertem Sozialprestige und wachsender politischer Macht führte. Auf der anderen Seite kamen Selbständige, Beamte und Akademiker auch aus Unternehmerfamilien. Trotz der aufgezeigten Mobilität zwischen Bildungs- und Wirtschaftsbürgern, blieben die Abstände durch gruppeninterne Hochzeiten und einem Schulkampf zwischen humanistisch-gymnasialer und realistischer Bildung erhalten.<sup>250</sup>

Ungeachtet der aufgezeigten Unterschiede, verband beide Gruppen – die sich als ‚das Bürgertum‘ verstanden – die Abgrenzungsbemühungen zum Adel und den unteren Milieus<sup>251</sup>. Sie wohnten in bürgerlichen Wohnvierteln<sup>252</sup> und verkehrten dementsprechend in bürgerlichen Vereinen und Kreisen. Bürgerliche Wohnungen und Häuser waren großzügig bemessen. Selbst die Wohnung eines recht jungen Ehepaars besaß bereits fünf bis acht Zimmer – dabei waren die Repräsentationsräume wie Salon, Esszimmer oder Besuchszimmer sowie das Wohnzimmer Richtung Straße gelegen, während Räume wie Küche und die Schlafzimmer sich erst dahinter anschlossen.<sup>253</sup> Meist gab es zudem einen Hängeboden oder Dienstbotenzimmer. Darüber hinaus verfügten alle Mitglieder des Bürgertums über eine gesicherte Einkommenslage und hoben sich in ihrer beruflichen Tätigkeit von harter, körperlicher Arbeit ab. Des Weiteren verband sie ein ausgeprägtes „Wertesystem: das auf Leistung,

---

<sup>246</sup> Vgl. Kocka 1975, S. 63

<sup>247</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 389

<sup>248</sup> Vgl. Tikky 1995, S. 63

<sup>249</sup> Nipperdey 1994, S. 390

<sup>250</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 390

<sup>251</sup> Vgl. Budde 2009, S. 8 und von Saldern 1973, S. 311

<sup>252</sup> Vgl. Epkenhans/ von Seggern 2007, S. 111

<sup>253</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 369 und Freudenthal 1974, S.280

Erfolg, auf Fleiß und Arbeit, auf Pflicht und ‚Beruf‘, auf rationaler Lebensführung gegründet war, auf Individualität und Selbstverantwortung, Innenleitung und selbständigem Urteil<sup>254</sup>. Ergänzt wird dieses Wertesystem durch den auf Bildung ausgerichteten Lebensstil. Zusammengenommen bildet dies das für diese Arbeit ausgegebene ‚bürgerliche Ideal‘, welches auch Milieus außerhalb des Bürgertums als Orientierungsmuster diente. Dieses Ideal bildete schließlich auch die grundlegenden Rahmenbedingungen für Erziehungs- und Sozialisationsprozesse innerhalb des Bürgertums und am Bürgertum orientierte Milieus. Das folgende Zitat zeigt *exemplarisch* den Stellenwert des Berufs allgemein, sowie die Hochstilisierung des väterlichen Berufs im Speziellen<sup>255</sup>, des Pflichtbewusstseins und die Rolle Bildung als Selbstverständlichkeit – so beschreibt ein Unternehmersohn aus dem kaiserlichen Berlin:

*„Die Erziehung war, wie wir jetzt sagen würden, autoritär. Das Kind, ohne Geschwister, hatte kaum etwas zu sagen. Der Vater war streng, starr, ich habe ihn selten in meinem Leben lachen gesehen. [...] Die Pflichtauffassung spielte damals eine ungeheure Rolle. [...] Mein Vater nahm seinen Beruf todernst. [...] Auch am Sonntag ging mein Vater einige Stunden in sein Unternehmen. [...] An der Schule nahmen die Eltern nicht, wie das heute vielfach der Fall ist, praktisch Anteil. War das Zeugnis gut, so wurde es hingenommen; war es schlecht, so wurde geschimpft. Das Leben lief verhältnismäßig glatt, normal und bürgerlich dahin.“<sup>256</sup>*

Hierin kommt nochmals der Wert der Leistung zum Ausdruck, den Bürgerkinder ebenso wie die Komplementärtugenden der unermüdlichen Betätigung, ökonomischen Zeiteinteilung, strikten Selbstdisziplin und ungebrochenen Willenskraft verinnerlichen sollten. Arbeit – als überwiegend geistige Betätigung verstanden – hatte also einen besonderen Wert und wurde von den Eltern als ‚natürliche Berufung‘ vorgelebt. Dabei diente Bildung und Beruflichkeit nicht nur der materiellen Absicherung, sondern auch der individuellen Erfüllung.<sup>257</sup> Gemessen an der Bedeutung der Bildung und Beruf zugeschrieben wird, waren auch die Erwartungen der Eltern an die Kinder sehr hoch. Zusätzlich wirkte sich der erwähnte bildungsbürgerliche Habitus auf die Erziehungsstile aus: Kindererziehung wurde verbalisiert, im „gleichsam ‚vernünftigen‘ Diskurs sollten

---

<sup>254</sup> Nipperdey 1994, S. 393

<sup>255</sup> Vgl. Budde 1994, S. 114

<sup>256</sup> Peiser 1998, S. 63 f.

<sup>257</sup> Vgl. Budde 1994, S. 113

Bürgerkinder elterliche Argumente und pädagogische Maximen aufnehmen und annehmen<sup>258</sup>. Die familiäre Sozialisation der Kinder zielte somit auf ein gesteigertes Sprachbewusstsein sowie der adäquaten Partizipation an bürgerlichen Interaktionsformen. Damit einher ging auch das Lesen als beliebteste Freizeitbeschäftigung. Die Freizeitkultur wurde durch die individuelle oder kollektive Lektüre dominiert – man ließ Goethe, Schiller, Shakespeare, Hölderlin, Dante und Jean Paul, aber auch Familienzeitschriften, die das bürgerliche Familienleben idealisiert propagierten. Zusätzlich wurden Musikaufführungen wie Opern und Orchesterensembles sowie Theaterstücke besucht.<sup>259</sup> So existierte neben dem Leistungsethos auch eine gehobene Freizeitkultur die das bürgerliche Idealbild komplettierte.

Wie bereits dargestellt, ist das bürgerliche Ideal innerhalb dieser Arbeit von Bedeutung, weil es Orientierungsmuster, Wertekatalog und kulturelles Vorbild für einen Großteil der Gesellschaft im Kaiserreich illustriert. Dies wird dadurch bekräftigt, dass gerade das Bildungsbürgertum – trotz der aufgeführten Abgrenzungsbemühungen – relativ offen für Aufsteiger aus den unterschiedlichsten Milieus war.<sup>260</sup> Auch wenn die Aufstiegsbemühungen innerhalb des Bürgertums als Bedrohung wahrgenommen wurden.<sup>261</sup> Wichtig in diesem Zusammenhang: Das Ziel sozialer Aufstiegsmobilität ‚(Bildungs)Bürgertum‘ bekräftigt gleichzeitig den Wert dieses Milieus als Orientierungspunkt. Bürgerlichkeit formulierte für Aufstiegsaspiranten ein Lebensziel. Somit avancierte der ‚neue Mittelstand‘ angelehnt an die bisherigen Ausführungen zu einem Aufsteigermilieu<sup>262</sup> im doppelten Sinne. Horizontale Mobilität des ‚alten Mittelstandes‘ zum ‚neuen Mittelstand‘ als Zwischenstation, sowie vertikale soziale Mobilität durch den Aufstieg von Menschen aus dem Arbeiter- und Bauernmilieu. Gleichzeitig war das Erreichen des ‚neuen Mittelstandes‘ dann Ausgangspunkt für weitere, intergenerationale Aufstiegsbemühungen durch die „Verlängerung des Besuchs einer höheren Schule“<sup>263</sup> der Kinder des mittelständischen Milieus. Kontrastiert durch die dargestellten Sozialisationsbedingungen der unterschiedlichen Milieus im Kaiserreich, wird im folgenden Kapitel die familiäre, berufliche und öffentliche Sozialisation als identitätsstiftende Instanzen des ‚neuen Mittelstandes‘

---

<sup>258</sup> Budde 1994, S. 124

<sup>259</sup> Vgl. Budde 1994, S. 126 f.

<sup>260</sup> Vgl. Wehler 2008, S. 734

<sup>261</sup> Vgl. Groppe 2001, S. 24

<sup>262</sup> Die mittelständischen Milieus gelten als größten Aufstiegsaspiranten durch eine entsprechende Aufstiegsorientierung, vgl. dazu Wehler 2008, S. 234 und Groppe 2001, S. 24

<sup>263</sup> Groppe 2001, S. 24

analysiert. Dabei ist die Ausrichtung an ein bürgerliches Selbstverständnis nicht unproblematisch, gerade auf das Bildungsbürgertum bezogen – denn wenn die konstituierende Merkmale Bildungserfolg und Bildungspatente sind, könnten Teile des ‚neue Mittelstands‘ durchaus zum Bürgertum gezählt werden, auch wenn innerhalb dieser Arbeit zunächst der Studienabschluss als Abgrenzungsmerkmal dient. Angelehnt an den Definitionsvorschlag von Groppe, ist die strikte Trennung von ‚neuem Mittelstand‘ und dem ‚Bildungsbürgertum‘ in weiteren Forschungen zu überprüfen, beziehungsweise das Spannungsverhältnis zwischen ‚Exklusivität und freiem Zugang‘ zu analysieren.

## **7. Das Milieu des ‚neuen Mittelstands‘ – Sozialisationsbedingungen und Identitätsbildung zu Beginn der klassischen Moderne**

### **7.1 Allgemeines – Entwicklungslinien von Bürokratie und neuem Mittelstand**

Wie bereits im dritten Kapitel dargestellt, ist die Konstitution des ‚neuen Mittelstandes‘ durch viel Unschärfe gekennzeichnet. Den Kern bildet die neue Gruppe der kaufmännischen, industriellen, städtischen und staatlichen Angestellten. Sie stellen den Schwerpunkt der folgenden Analyse dar. Darüber hinaus zählen Volksschullehrer, kleine und mittlere Beamte, Handwerksmeister und Techniker und oberste Schichten der Facharbeiterschaft dazu und werden stets ergänzend mit einbezogen. Folglich ist das Milieu prima facie von sehr heterogenen Lebensbedingungen und Lebensstilen geprägt. Wie die Ausführungen zu Sozialisation, Sozialisationsbedingungen und Identitätsentwicklung vom Kern des ‚alten Mittelstands‘ und der Arbeiterschaft zeigen, sind auch bei den Milieus die den ‚neuen Mittelstand‘ anteilig konstituieren unterschiedliche Voraussetzungen vorhanden, die bei den folgenden Ausführungen kontrastierend mit einbezogen werden müssen. Aus diesem facettenreichen Komplex werden nun allgemeine Sozialisationsbedingungen und das Selbstverständnis des ‚neuen Mittelstandes‘ konstruiert.

Dazu werden an dieser Stelle zunächst, anknüpfend an Kapitel drei, kurz die erweiterten Rahmenbedingungen zur Entwicklung des ‚neuen Mittelstandes‘ und insbesondere der Bürokratie aufgezeigt. Hierfür ist besonders relevant, dass lange vor der Hochindustrialisierung in Preußen bereits eine stark ausgeprägte Bürokratie bestand – die Verschmelzung von bürokratischen Strukturen und Manufakturunternehmen begann deswegen bereits im 18. Jahrhundert.<sup>264</sup> Die staatliche Steuerung und bürokratische Institutionalisierung wurde immer weiter ausgebaut.<sup>265</sup> Die durch die Bürokratie herbeigeführten Reformen wirkten entscheidend an der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft mit. „Die Organisations- und Verhaltensformen, der Geist und die Leitbilder der Bürokratie drangen damit in alle Bereich von Wirtschaft und Gesellschaft ein.“<sup>266</sup> Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass sich Angestellte – meist noch als Privatbeamte bezeichnet – nicht als Kollektiv verstanden. Prokuristen, Buchhalter, Kassierer, Schreiber und Materialverwalter – sie

---

<sup>264</sup> Vgl. Kocka 1981, S. 70

<sup>265</sup> Vgl. Ziemann 2009, S. 52

<sup>266</sup> Kocka 1981, S. 68

alle sahen in ihrer betriebliche Funktion eher eine individuelle Position statt als Teil eines Arbeitnehmersmilieus. Obgleich sie sich schon in der zweiten Phase der Industrialisierung vom Rest der Belegschaft deutlich abgrenzten.<sup>267</sup> Darüber hinaus verstärken sich mit Beginn der dritten Industrialisierungsphase ab den 1890er Jahren die Konzentration- und Zentralisierungstendenzen der Wirtschaft, sowie die Macht der wirtschaftlichen und sozialen Verbände der Organisation des Arbeitsmarktes. Staatliche und ökonomische Handlungsbereiche erhielten vermehrt gemeinsame Schnittmengen. Im Bereich der Unternehmen konnte die allgemeine Ausdehnung betrieblicher Prozesse nicht mehr durch den Unternehmer allein gesteuert und kontrolliert werden. Damit gemeint waren Tätigkeiten, die mit der Ermittlung und Kontrolle von Leistungswerten verbunden waren, sowie die Erledigung der Geschäftskorrespondenz.<sup>268</sup> Seit der Gründung des Kaiserreichs 1872 entfalteten sich Unternehmen kontinuierlich. Gerade als die Belegschaftszahlen über 500 Arbeitnehmer anwuchsen, entstand die Tendenz die verschiedenen Abteilungen mit schriftlichen Regeln wie Arbeitsordnungen, Instruktionen und Stellenbeschreibungen zu regulieren. Die wirtschaftlichen Bedingungen drängten Unternehmen zu einer zweckrationaleren Unternehmensorganisation.<sup>269</sup> „Die Kommerzialisierung der Unternehmenspolitik schlug sich in den großen Elektrounternehmen organisatorisch in der Entstehung riesiger, bürokratisch geordneter Angestelltenabteilungen nieder, in denen strikte von Kompetenzen und Befehlsbefugnissen, genau reglementierten Geschäftsgänge und detaillierte fremdbestimmte Arbeitsteilung erfolgreich in den Dienst größerer kaufmännischer Erfolge gestellt wurden.“<sup>270</sup> Zur plakativen Darstellung dieser bürokratischen Expansion zeigt Abbildung 3 die steigenden Belegschaftszahlen von Angestellten und Arbeitern sowie das Verhältnis zueinander ab 1872 in den deutschen Siemens-Unternehmen.

	<b>Arbeiter</b>	<b>Angestellte</b>	<b>Verhältnis</b>
<b>1872</b>	circa 530	circa 50	10, 6
<b>1890</b>	2540	360	7,1
<b>1895</b>	3470	685	5,0
<b>1912</b>	44378	12502	3,5

Abbildung 3: Belegschaftszahlen in Siemens-Unternehmen, nach Kocka 1981, S. 79

<sup>267</sup> Vgl. Kocka 1981, S. 121

<sup>268</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 84

<sup>269</sup> Vgl. Kocka 1981, S. 77f. und Nipperdey 1994, S. 374

<sup>270</sup> Kocka 1981, S. 79

Es ist in diesem Zusammenhang zu beachten, dass die Zahlen der Angestellten variieren können – die Wachstumstendenz blieb jedoch erhalten. Einen Überblick liefert dazu Toni Pierenkemper, der die Zahlen verschiedener Untersuchungen vergleicht.

	<b>Lederer</b>	<b>Raßbach</b>	<b>Dittrich</b>	<b>Hartfiel</b>
<b>1882</b>		(252 000) (ohne Handlungsgehilfen in Handel oder Verkehr)	515 000	444 000
<b>1895</b>	828 000	529 000	934 000	818 000
<b>1907</b>	1 620 000	1 138 000	1 871 000	3 029 999

Abbildung 4: Angestelltenzahlen im Vergleich, nach Pierenkemper 1987, S. 38

Parallel zu der Angestelltenschaft wuchs auch die Zahl der Beamten deutlich an. Innerhalb dieser Arbeit sollen vor allem die kleinen und mittleren Beamten, definiert durch die fehlende akademische Ausbildung, zum ‚neuen Mittelstand‘ gezählt werden. Zu diesen Beamten sind auch die Volksschullehrer dazuzuzählen.<sup>271</sup> Abbildung 5 zeigt hier zunächst überblicksartig die Entwicklung des Anteils der staatlichen Zivilbediensteten – ohne dabei nach kleinen, mittleren und höheren Beamten zu unterscheiden. Es ist allerdings davon auszugehen, dass die kleinen und mittleren Beamten einen Großteil des Beamtentums ausmachten – Nipperdey nennt für 1911 eine Zahl von 1,2 Millionen.<sup>272</sup> Entscheidend ist, dass auch in diesem Bereich der prozentuale Anteil Bediensteter sich seit 1875 fast verdreifacht.

	<b>Bevölkerung in Mio</b>	<b>Bedienstete insgesamt</b>	<b>Bildungswesen</b>	<b>Post</b>	<b>Verkehrsbetriebe</b>	<b>Verwaltung</b>
<b>1875</b>	42, 727	524 300 (100%)	18, 6 %	15,4 %	23, 8 %	41, 8 %
<b>1881</b>	45, 234	647 855 (124%)	17, 8 %	14,7 %	32, 7 %	34, 8 %
<b>1895</b>	52, 280	987 862 (189 %)	15, 8 %	18, 3 %	34, 4 %	32, 3 %
<b>1907</b>	60, 641	1 475 312	13,5 %	19, 7 %	38, 6 %	28, 2 %

<sup>271</sup> Vgl. Henning 1984, S. 114

<sup>272</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 380

		(282 %)				
--	--	---------	--	--	--	--

Abbildung 5: Anteil der staatlichen Zivilbediensteten, nach Wunder 1986, S. 72

Die dargestellten Entwicklungen behalten eine erstaunliche Kontinuität, die Hartfiel anschaulich beschreibt: „Das Wachstum der ‚Angestellten und Beamten‘-Zahlen ist demnach mit einem relativen Abnehmen der ‚Selbstständigen‘ einhergegangen. Stieg der Anteil der ‚Angestellten und Beamten‘ an der Zahl der Erwerbspersonen von 1882 bis 1950 von 2,5 auf 20 %, so fiel der Anteil der ‚Selbstständigen‘ im gleichen Zeitraum von 31,4 % auf 14,8 %.“<sup>273</sup> Zu den Selbstständigen zählten, wie in Kapitel vier dargestellt, viele Handwerksmeister die innerhalb der Industrialisierung eine schwierige Position innehatten. Im Gegensatz dazu kann beispielsweise für den Bereich der Volksschullehrer eine deutliche Professionalisierung festgestellt werden.<sup>274</sup> Ebenso stiegen die Bedeutung und die Anzahl der Handlungsgehilfen im kaufmännischen Bereich, wie beispielsweise Kassierer oder Verkäufer.<sup>275</sup>

Insgesamt ist also eine zunehmende Bürokratisierung anhand wachsender Beschäftigtenzahlen innerhalb von wirtschaftlichen Unternehmen sowie staatlicher Betriebe vor allem seit 1890 zu erkennen. Dieser kurze Überblick zeigt die wachsende Bedeutung des ‚neuen Mittelstands‘ allein durch steigende Anzahl der (kleinen und mittleren) Beamten sowie der Angestellten. Sie konstituieren, zusammen mit Handwerksmeistern, Verkäufern und Freiberuflern, wie in Kapitel drei ausführlich dargestellt, den ‚neuen Mittelstand‘. In den nachfolgenden Kapiteln werden nun die milieuspezifische Identitätsentwicklung durch die Untersuchung der familialen und beruflichen Sozialisation und die Rolle der öffentlichen Organisation zur Festigung der Milieustrukturen differenziert untersucht.

## 7.2 Berufliche Sozialisation im ‚neuen Mittelstand‘

Bei der Betrachtung der beruflichen Sozialisation des ‚neuen Mittelstandes‘ werden die Angestellten zunächst im Schwerpunkt als Kern des Milieus untersucht und um Aspekte anderer konstituierender Berufsfelder wie den Volksschullehrern, kleinen und mittleren Beamten, Handwerksmeistern oder Verkäufern ergänzt. Dazu wird als erstes die Arbeitsmarktsituation als richtungsweisende Instanz für die Entwicklung von

<sup>273</sup> Hartfiel 1961, S. 30

<sup>274</sup> Vgl. Deppisch/ Meisinger 1992, S. 264

<sup>275</sup> Vgl. Timoschenko 2005, S. 37



Berufsfeldern analysiert und danach die Qualifikationsstruktur der Angestellten untersucht. Darüber hinaus werden die Einkommensentwicklung sowie die betrieblichen Funktionen, Arbeits- und Interaktionsformen als persönlichkeitsbildende Elemente anhand betrieblicher Studien untersucht.

Zunächst wird der Arbeitsmarkt als strukturgenerierender ökonomischer Ort, der zum Austausch von Angebot und Nachfrage dient, definiert. Zudem erhält der Arbeitsmarkt auch eine soziale Funktion, da durch die Zuweisungen von qualifikationsgebundenen Positionen in Unternehmen verschiedene soziale Milieus aufeinandertreffen und interagieren.<sup>276</sup> Durch die Analyse der Berufszählungen beschreibt Pierenkemper die typischen Beschäftigungsbereiche der Angestellten. Frauen waren beispielsweise bei den Angestelltenberufen unterrepräsentiert und meist als Hilfskräfte im Ladengeschäft, der Gaststätte oder in Krankenhäusern anzutreffen. Folglich waren die Angestellten in der Industrie überwiegend Männer, angestellt in Kontoren oder technischen Büros als kaufmännische Angestellte und Techniker. Diese Zahl wuchs vor allem nach 1895 an. Des Weiteren bildeten die Handlungsgehilfen im gewerblichen Sektor die größte Gruppe der Angestellten im Bereich Handel, Verkehr und private Dienstleistungen. Hier war die Zunahme vor 1895 am größten.<sup>277</sup> Im öffentlichen Dienst waren ebenfalls viele Angestellte vertreten, „auch wenn deren genaue Anzahl wegen der fehlenden Trennung von den Beamten nicht genau zu bestimmen ist“<sup>278</sup>. Nach der Analyse von zwei regionalen Arbeitsmärkten lässt sich das gewonnene Bild aus den Berufszählungen verifizieren. In Bezug auf die Erwerbstätigkeit von Frauen kommt hinzu, dass sie nach der Jahrhundertwende zunehmend im Büro beschäftigte waren. Des Weiteren boten sich auf dem landwirtschaftlichen Sektor kaum Beschäftigungschancen für Angestellte. Besonders dominant waren kaufmännische Berufe.<sup>279</sup> Wie die Ausführungen zu Arbeiterschaft und Bauern zeigten, kann das Bild bestätigt werden, dass im Zuge der Urbanisierung eher ein – wenn auch sehr geringer – Anteil an Bauern Berufspositionen innerhalb des ‚neuen Mittelstandes‘ einnahmen.

In Bezug auf die Einkommensstruktur der Angestellten und den ‚neuen Mittelstand‘ gibt es nur lückenhafte Hinweise.<sup>280</sup> Zwar resümiert Schulz, dass Angestellte „anders und

---

<sup>276</sup> Vgl. Pierenkemper 1982, S. 3

<sup>277</sup> Vgl. Pierenkemper 1987, S. 44

<sup>278</sup> Pierenkemper 1987, S. 44

<sup>279</sup> Vgl. Pierenkemper 1987, S. 59

<sup>280</sup> Vgl. Pierenkemper 1987, S. 60 und Rudl 1975, S. 85

besser entlohnt<sup>281</sup> wurden als Arbeiter, beispielsweise durch Anciennitätsbezahlung<sup>282</sup> – diese Verallgemeinerung kann jedoch nicht ohne eine präzise Betrachtung übernommen werden. Dies ist auch auf die Vielfalt innerhalb der Gruppe der Angestellten zurückzuführen. Dementsprechend heterogen waren die Einkommensverhältnisse.<sup>283</sup> In Zuge dieser heterogenen Einkommenslage ist auch eine Durchschnittsbildung sehr fraglich, da hier der Informationsgewinn – zum Beispiel in Bezug auf Wohlstand und finanziell möglichen Konsumverhalten – deutlich eingeschränkt wird. Dennoch bildet das Einkommen einen wichtigen Indikator zur Beschreibung der sozialen Lage.<sup>284</sup> Zur Beschreibung der Einkommensverhältnisse wird innerhalb dieser Arbeit deswegen auf die separate Darstellung einzelner Berufskategorien zurückgegriffen. Angelehnt an Pierenkemper werden zunächst die Entwicklung der Einkommensverhältnisse von Handlungsgehilfen, Technikern, Büroangestellten Verkäuferinnen und Bürogehilfinnen aufgezeigt. Hierbei ist zu beachten, dass sich bei der Analyse der Einkommensverhältnisse oftmals Unterschiede ergeben, weil sich der Lohn mit fortschreitendem Lebensalter weiterentwickelte und die Einstiegsgehälter teilweise deutlich niedriger lagen. Zusätzlich werden nur die Reallöhne betrachtet – da diese inflationsbedingt deutlich weniger anstiegen als die Nominaleinkommen, beziehungsweise sogar stagnierten. Abbildung 6 zeigt eine Übersicht mit der Einkommensentwicklung der entsprechenden Kategorien in Mark.

Jahr	Handlungsgehilfen	Techniker	Büroangestellte	Verkäuferinnen	Bürogehilfinnen
<b>1880</b>	1460				
<b>1885</b>	1505	2820	1666		
<b>1890</b>	1698	2659	1859	1040	1081
<b>1895</b>	1901	2804	2060	1126	1200
<b>1900</b>	1968	2621	1923	1094	1189
<b>1905</b>	1847	2403	1786	1080	1174
<b>1910</b>	1822	2482	2253	1019	1079

Abbildung 6: Übersicht der Einkommensentwicklung, nach Pierenkemper 1987, S. 77

Die abgebildete Grafik dient als erste Grundlage zur weiteren Betrachtung der Einkommen des ‚neuen Mittelstandes‘. Interpretiert man die Tabelle, lässt sich

<sup>281</sup> Schulz 2000, S. 12

<sup>282</sup> Vgl. Schulz 1979<sup>b</sup>, S. 232 und Kocka 1976, S. 271

<sup>283</sup> Vgl. Pierenkemper 1987, S. 60

<sup>284</sup> Vgl. Rudl 1975, S. 84

zunächst eine deutliche Hierarchie zwischen weiblichen und männlichen Angestellten erkennen. Männer verdienten fast doppelt so viel wie Frauen. Zwar unterscheiden sich die beruflichen Positionen innerhalb der Beschäftigungsmöglichkeiten, gleichwohl zeigt die Verteilung von Erwerbchancen und Arbeitsmöglichkeiten Formen der Diskriminierung auf. Des Weiteren lässt sich ableiten, dass die Techniker über das höchste Einkommen verfügten, gefolgt von den Büroangestellten. Das Gehalt der Handlungsgehilfen lag indes deutlich unter den Vergleichsgehältern – auch wenn mit dem zeitlichen Verlauf deutliche Angleichungstendenzen zu verorten sind.<sup>285</sup>

Zur genaueren Differenzierung werden detailliert verschiedene Lohnentwicklungen untersucht. Bei den Volksschullehrern ist beispielsweise eine deutliche Lohnverbesserung zu erkennen. Verdienten 1986 fast 70 % der Volksschullehrer in der Stadt unter 1800 Mark pro Jahr, waren es 1911 lediglich 6,6 %. Bei den Lehrern auf dem Land war das Lohnniveau hingegen etwas ungünstiger, verbesserte sich aber, auch durch das Besoldungsgesetz 1909, deutlich.<sup>286</sup> Insgesamt lag das Realeinkommen der Volksschullehrer 1911 durchschnittlich bei 2568 Mark pro Jahr, während Landlehrer 1916 Mark verdienten.

Weitere Informationen bietet die Untersuchung der Einkommen von Bankangestellten. Hierbei zeigt sich die Abhängigkeit des Einkommens von der Position innerhalb der Organisation. So erhielten 1875/76 Kassierer 2400 Mark, Buchhalter hatten Gehälter von 1050, 1200, 1500, 1800, 2100 bis zu 3600 Mark. Angestellte im Börsenbüro erhielten 1950 Mark, Couponkassierer 1350 bis 2700 Mark.<sup>287</sup> Abhängig von der Position sowie Qualifikation, Alter und Dauer der Zugehörigkeit im Unternehmen ergibt sich eine relativ große Spannbreite der Einkommen. So lag das durchschnittliche Jahreseinkommen der Bankangestellten im Alter von 25 bis 29 Jahren bei 2028 Mark, in der Gruppe der 40 bis 44 Jährigen schon bei 3080 Mark. Ein Beispiel von der technischen Angestellten und den akademisch qualifizierten Ingenieuren der Maschinenfabrikanten Augsburg und Nürnberg verdeutlicht dies nochmals: „Der Verdienst eines Technikers nach dem Schulabschluss liegt bei ca. 1000 Mark im Jahr, ein Ingenieur mit Hochschulabschluss erhält 1200 bis 1500 Mark. Ein Ingenieur mit 20

---

<sup>285</sup> Vgl. Pierenkemper 1987, S. 75

<sup>286</sup> Vgl. Deppisch/ Meisinger 1992, S. 218 f.

<sup>287</sup> Vgl. Rudl 1975, S. 85

Dienstjahren verdient bis zu 2800 Mark, einer mit 25 Dienstjahren bis zu 4000 Mark jährlich.<sup>288</sup>

Insgesamt unterstützen die Werte die von Pierenkemper angegebenen Zahlen – auch wenn die Bankangestellten verhältnismäßig gut verdienten. Eine Studie zu Felten und Guillaume unterscheidet Büroangestellte von technischen Angestellten. Es zeigt sich, dass ähnlich wie bei Pierenkemper technische Angestellte durchschnittlich mehr verdienen. Um 1900 verdient dort ein Büroangestellter 2769,56 Mark – eine technischer Angestellter 3457,78 Mark.<sup>289</sup> Allerdings wird dabei nicht angegeben, ob es sich dabei um die Real- oder Nominallohnentwicklung geht. Durch die Angabe von Durchschnittswerten fallen diese durch die hohen Löhne leitender Angestellter ohnehin höher aus. Trotzdem ist festzustellen, dass bei den industriellen ‚Beamten‘<sup>290</sup> relativ hohe Löhne gezahlt wurden. Innerhalb der Studie zu Siemens in Berlin betrug das durchschnittliche Jahreseinkommen im Jahr 1890 2840 Mark. Diese Zahl gilt es jedoch zu differenzieren „Mehr als die Hälfte der Beamten (78) verdienten zwischen 2000 und 3000 Mark pro Jahr, 22 zwischen 3000 und 4000, 24 mehr als 4000 und 13 zwischen 1000 und 2000 Mark.“<sup>291</sup> Aufgegliedert nach den beruflichen Positionen verdienten technische Angestellte durchschnittlich 2637 Mark, kaufmännische Angestellte 2438 Mark. Werkmeister verdienten 2866 Mark.<sup>292</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die Arbeiter ein Einkommen zwischen unter 1000 und über 2000 Mark zu verzeichnen hatten.<sup>293</sup> Es kam innerhalb von Siemens insgesamt zu einer Lohnangleichung und zum Abbau der Stellen für höhere Beamte als leitende Bedienstete: „Gegenüber 1890 hatte sich 1912 der Anteil an Oberbeamten an der Gesamtgesellschaft trotz ihrer Differenzierung um mehr als die Hälfte verringert, noch stärker aber hatte der Anteil der Summe ihrer Bezüge an der Gesamtsumme der Angestelltenverdienste abgenommen. Gleichzeitig rückten innerhalb der Gruppe der nichtleitenden Angestellten die Durchschnittsverdienste von Beamten, Diätaren und Wochenlöhnen enger aneinander“<sup>294</sup>. Durch die Abnahme der höheren Stellen schwanden jedoch gleichzeitig die Aufstiegschancen der Angestellten und Subalternbeamten. Zusätzlich verschwindet

---

<sup>288</sup> Vgl. Beck/ Huber 1995, S. 63

<sup>289</sup> Vgl. Schulz 1979, S. 140

<sup>290</sup> In der Studie von Jürgen Kocka werden die kaufmännischen Angestellten des Industriebetriebes als (Privat-) Beamte bezeichnet, da er den Wandel vom Beamten zum Angestellten im Großbetrieb beschreibt. Innerhalb dieser Arbeit werden sie deswegen durch den Angestelltenbegriff ersetzt.

<sup>291</sup> Kocka 1969, S. 282 sowie Lotz 1909, S.604 f.

<sup>292</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 282

<sup>293</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 281

<sup>294</sup> Kocka 1969, S. 499

mit der zunehmenden Angleichung der Löhne die Möglichkeit, Arbeiter und Angestellte nach Einkommenskriterien trennscharf zu differenzieren. Dies bedeutet gleichzeitig, dass die finanziellen Möglichkeiten des Kerns des ‚neuen Mittelstandes‘ oft nicht deutlich besser waren. Unterschiede ergaben sich am deutlichsten durch Sonderleistungen wie Gratifikationen oder Vorschüsse die Arbeiter nur selten erhielten.<sup>295</sup> In Bezug auf die Sozialisationsbedingungen ist im folgenden Abschnitt des Kapitels zur familialen Sozialisation deshalb auch der Stellenwert von Wohnbedingungen und das allgemeine Konsumverhalten zu untersuchen. Folglich muss nach weiteren Bedingungen gesucht werden, die eine deutlichere Unterscheidung der Angestellten von Arbeiterschaft, aber auch den höheren Beamten und Unternehmensführung ermöglichen.

Zunächst wird hierfür das Qualifikationsniveau des ‚neuen Mittelstandes‘ untersucht, um Abgrenzungen und Rahmenbedingungen der beruflich-betrieblichen Sozialisation detaillierter zu definieren. Denn wie angedeutet, hängt das Qualifikationsniveau eng mit Position sowie Einkommen zusammen. Um zunächst einen allgemeinen Überblick zu ermöglichen nutzt Pierenkemper eine Erhebung der Maschinen- und Elektroindustrie zum Bildungsniveau der technischen Angestellten sowie eine Erhebung des Handlungsgehilfenverbandes 1908. Zusätzlich zieht Pierenkemper eine Studie des Deutschen Techniker-Verbandes im gesamten Deutschen Reich hinzu. Innerhalb der Stichprobe waren verschiedene Berufsgruppen wie Industrietechniker, privatdienstliche Angestellte des Staates, Gemeindeangestellte und festangestellte Staatsbeamte vertreten.<sup>296</sup> Somit ist ein „einigermaßen zuverlässiges Bild über den Bildungsstand der technischen und kaufmännischen Angestellten nach der Jahrhundertwende“<sup>297</sup> möglich. Aus Pierenkempers Analyse geht hervor, dass technische Angestellte grundsätzlich eine bessere Schulbildung genossen. Während etwa die Hälfte unter ihnen eine höhere Schule besucht hatte, waren nur circa ein Drittel der kaufmännischen Angestellten auf der höheren Schule. Dieser Trend setzt sich auch bei der Abschlussquote des Abiturs fort. Handlungsgehilfen hatten die Schule nur äußerst selten mit dem Abitur verlassen, während das Verhältnis der Techniker mit Abitur deutlich höher ausfällt. Diese Entwicklung hängt zum Großteil auch mit den Anforderungsprofilen der Unternehmen zusammen. Für das Bankgewerbe galt beispielsweise eine höhere Schulbildung als Voraussetzung um eine Stelle als Lehrling

---

<sup>295</sup> Vgl. Schulz 2005, S. 13

<sup>296</sup> Vgl. Pierenkemper 1987, S. 89

<sup>297</sup> Pierenkemper 1987, S. 90

zu erhalten. Eine Umfrage von 1914 hierzu zeigt die Verteilung der Bildungsniveaus auf: „Es waren von 1508 Bankbeamten, die die Fragebogen beantworteten, 178 auf Volksschulen bez. Bürgerschulen gewesen, 800 auf Realanstalten (Realschulen, Oberrealschulen und Realgymnasien), 374 auf Gymnasien, 18 auf Universitäten bez. Handelshochschulen“<sup>298</sup>. Zusammenfassend verfügte nur eine Minderheit der Angestellten im Bankgewerbe über eine Volksschulbildung, während der Großteil tatsächlich eine höhere Schule besuchte. Der Bereich der Verkäuferinnen ähnelt stark den Ergebnissen von Toni Pierenkemper – eine Erhebung zur Jahrhundertwende beschreibt, dass die Hälfte der Verkäuferinnen eine Gemeinde- oder Volksschule durchlaufen hatte. 37% Prozent hatten eine höhere Mädchenschule besucht, 12 % eine Privatschule.<sup>299</sup>

Für den Bereich der nicht-akademisch gebildeten Beamten, also den kleinen und mittleren Beamten, ergab sich im Kaiserreich eine zunehmend standardisiert vorgegebene Bildungskarriere. Bei der Reichspost wurde das Laufbahnsystem in eine niedere (für nicht akademisch gebildete Beamte) und eine höhere Laufbahn (für akademisch gebildete Beamte) unterschieden.<sup>300</sup> Die Volksschulbildung war Ausgangspunkt aller Karrieremöglichkeiten – bei Assistenten- und Sekretärsrängen in Preußen wurde anschließend eine weiterführende Schulbildung gefordert. Dabei ist zu betonen, dass die im Beruf erworbene praktische Qualifikation ebenso Aufstiegsmöglichkeiten im Unternehmen oder staatlichen Verwaltungsorganisationen bedeuten konnte – innerbetriebliche Prüfungen waren keine Seltenheit. „Die Betonung der in beruflicher Praxis erworbenen Qualifikationen für die Laufbahn und die darin enthaltene neue Bewertung der beruflichen Praxis trugen bei den nicht-akademisch gebildeten Beamten ein neues Element in ihren Status.“<sup>301</sup> Damit einher ging ein großer Zustrom zu Stellen des nicht-akademisch gebildeten Beamtentums, die lediglich eine Volksschulbildung voraussetzte. Henning beschreibt in diesem Zusammenhang, dass viele Beamte die soziale Mobilität anstrebten, oftmals an den bildungsrelevanten Hürden akademischer Beamter scheiterten und sich somit eine auf Bildungserfolge begründete Abgrenzungstendenz zu den höheren Beamten vollzog.<sup>302</sup> Das Selbstverständnis der mittleren und kleinen Beamten im Kaiserreich begründet sich somit auf das *im Beruf* erworbene Wissen und führt dementsprechend zu einem

---

<sup>298</sup> Nach Rudl 1975, S. 59 f.

<sup>299</sup> Vgl. Timoschenko 2005, S. 48

<sup>300</sup> Vgl. Henning 1984, S.129

<sup>301</sup> Henning 1984, S. 130

<sup>302</sup> Vgl. Henning 1984, S. 130

ausgeprägten Milieubewusstsein. Zudem war die Karriere in der Bürokratie, als öffentliches Amt, sehr prestigeträchtig und somit verlockender als andere Berufe.<sup>303</sup>

Insgesamt ist bei der Auswertung der schulischen Qualifikation zunächst zu beachten, dass innerhalb der statistischen Erhebungen selten angegeben wird, ob zum Beispiel auf höherer Schule tatsächlich das Examen abgelegt wurde, oder eben das Einjährigenrecht als Teilerfolg und Start der beruflichen Karriere genutzt wurde. Diese Interpretation wird in Bezug auf die Mentalität des mittelständischen Milieus von Hansjoachim Hennings Analyse zum nichtakademischen Beamtentum gestützt. Das nicht Erreichen von akademischen Abschlüssen führte zum Teil zu einem aggressiven Milieubewusstsein unterhalb höherer Laufbahnen und Positionen. Trotzdem ist festzustellen, dass das Bildungsniveau als entscheidender Faktor für den beruflichen Erfolg des ‚neuen Mittelstands‘ wahrgenommen wird. Hier ähnelt die Leistungsmentalität deutlich dem bürgerlichen Bildungsideal und steht parallel konträr zu der in Kapitel fünf dargestellten, negativen Bildungsaffinität der Arbeiterschaft. In Bezug auf den ‚alten Mittelstand‘ verdeutlichen die Zahlen aus Kapitel vier, dass für einige Söhne von Handwerksmeistern der Besuch höherer Schulen als Aufstiegsmöglichkeit wahrgenommen wurde. Kocka beschreibt, anknüpfend an die Interpretation der Bildungsbedeutung des ‚neuen Mittelstands‘, dass eine durchschnittliche Verbesserung der schulischen Qualifikation vieler Industrieangestellter stattfand.<sup>304</sup> Darüber hinaus verfügten viele mittlere technische Angestellte bei Siemens über die mittlere Reife sowie eine niedrige bis mittlere Fachschulbildung. Im Gegensatz dazu waren kaufmännische Angestellte bei Siemens länger ohne theoretische Fachbildung ausgekommen. Auch bei Siemens zeigte sich die Bildungsüberlegenheit der Techniker gegenüber den Handlungsgehilfen.<sup>305</sup> Aus der Perspektive der Unternehmen gehen die Einstellungsvoraussetzungen deutlich über die formale Bildung hinaus. Grundsätzlich zogen Felten und Guilleaume bei der Rekrutierung von Angestellten Absolventen des Realgymnasiums, Realprogymnasiums und der Oberrealschule vor.<sup>306</sup> Des Weiteren war es wichtig, dass die Leute ‚aus gutem Hause‘ kamen. Entscheidend war auch der Beruf des Vaters – innerhalb des Unternehmens herrschte die Angst, dass Lehrlinge technische Entwicklungen an das Geschäft des Vaters weitergaben. Zudem waren für

---

<sup>303</sup> Vgl. Röhl 1976, S. 299

<sup>304</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 473

<sup>305</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 472

<sup>306</sup> Vgl. Schulz 1979, S. 130

Korrespondentenposten meistens auch mehrere Sprachen gefordert. Schulz beschreibt, dass aufgrund der hohen Anforderungen, im gesamten Kaiserreich nach potentiellen Bewerbern gesucht wurde.<sup>307</sup> Zusätzlich beschreibt Pierenkemper bei den Anforderungen der Handlungsgehilfen vor allem spezifische Branchen- und Warenkenntnisse sowie Kenntnisse in Buchhaltung und Korrespondenz – Fähigkeiten der klassischen Kaufmannstätigkeit. Darüber hinaus sollten Handlungsgehilfen in der Lage sein, den Chef zu vertreten und sollten auch über Fremdsprachenkenntnisse verfügen. Eine gehobene Allgemeinbildung wurde also in jedem Fall erwartet.<sup>308</sup> Brigitte Huber führt den beruflichen Werdegang eines Zeitgenossen exemplarisch auf:

*„Kurt Irmer, geboren 1888 in Leubnitz, wurde 1903 für drei Jahre Lehrling in der Firma Dr. Volkmar Klopfer Nahrungsmittel AG, Dresden. Während dieser Zeit erhielt er anhand der anfallenden Arbeiten seine Ausbildung zum Buchhalter. Sein Lehrbrief bestätigt, er hatte Gelegenheit, sich mit ‚allen Zweigen der kaufmännischen Verwaltung (Buchhaltung, Briefschreiberei, Lohnabrechnung, Krankenkassenverrechnung, Betriebsverwaltung)‘ zu befassen und ‚sich auch mit den neuzeitlichen Hilfsmitteln der kaufmännischen Technik, Kartothek, Statistik für Umsatz usw. vertraut zu machen‘. Nach Abschluß dieser Ausbildung belegte er zwei kaufmännische Fortbildungskurse, um u.a. doppelte Buchführung zu lernen.“*

Das Zitat macht deutlich, dass für Angestellte nicht nur die schulische Ausbildung Bestandteil der Karriere war, sondern eine Vielzahl von Fachbildungsmöglichkeiten auch während der beruflichen Tätigkeit genutzt wurden. Darüber hinaus zeigt sich, dass die erforderlichen Weiterbildungsmaßnahmen im Beruf die Position im Unternehmen festigen oder den Aufstieg innerhalb der Hierarchie ermöglichen können. Wie bereits ausgeführt, war Bildung insgesamt eine Abgrenzungsmöglichkeit zur Arbeiterschaft, sowie zu hohen Positionen innerhalb des Unternehmens, da hier der Sprung zur akademischen Qualifikation größtenteils ausblieb. Durch Qualifikationsprüfungen innerhalb der Berufstätigkeit und dem hohen Stellenwert beruflichen Praxiswissens kann schon im Bereich der Bildung ansatzweise die Mentalität und das Milieubewusstsein des ‚neuen Mittelstandes‘ beschrieben werden. Dies kommt auch durch die getätigte Analyse zum ‚alten Mittelstand‘ zum Ausdruck, der beispielsweise in dem handwerklichen Können einen erheblichen Teil seiner Berufsidentität erhält. Das

---

<sup>307</sup> Vgl. Schulz 1979, S. 132

<sup>308</sup> Vgl. Pierenkemper 1981, S. 270



Zusammenspiel beruflicher Fertigkeiten und oftmals auch weiterführender schulischer Bildung erhält also einen ähnlich hohen Stellenwert, wie die innerhalb der Darstellung des bürgerlichen Ideals aufgezeigte Bildungsorientierung. Als trennende Instanz dient teilweise die akademische Ausbildung, die Techniker von Ingenieuren, mittlere von höheren Beamten unterscheidet. Im Bereich der Handlungsgehilfen sind die Abgrenzungsbemühungen jedoch sicherlich nicht nur in diesem Aspekt zu suchen. Somit gilt es die Ausbildung der sozialen Identität durch berufliche Sozialisation im Folgenden durch die Analyse der Arbeitssituation zu präzisieren.

In diesem Zusammenhang fällt es schwer, eine *allgemeine* Arbeitssituation zu beschreiben. Bereits der Kern des ‚neuen Mittelstandes‘, die Angestellten, haben unterschiedliche Berufsgruppen und Tätigkeitsmerkmale.<sup>309</sup> Kocka fasst in seiner Studie von Siemens in Berlin einige Positionen unter dem Begriff der Privatbeamten zusammen: darunter sind Buchhalter, Kaufleute, Ingenieure, Techniker, Werkmeister und Maschinenmeister<sup>310</sup> - Gruppen die unterschiedliche Aufgaben haben und selten in direkten Kontakt miteinander traten. Darüber hinaus sind die Arbeitsbedingungen der das Milieu des ‚neuen Mittelstandes‘ konstituierenden Gruppen je nach Position im Unternehmen oder Branche äußerst unterschiedlich. Schulz fasst zwar zusammen, dass die Arbeitsbedingungen durch kürzere Arbeitszeit und Kündigungsfristen gegenüber der Arbeiterschaft günstiger waren – es bedarf aber auch hier einer präziseren Untersuchung. Durch die exemplarische Analyse von Unternehmen und Berufsgruppen soll jedoch eine grundlegende berufliche Mentalität des ‚neuen Mittelstandes‘ weiter ausdifferenziert werden. Dazu wird im Schwerpunkt die Situation der Angestellten analysiert.

Die funktionale Einheit der Angestellten bildete sich durch die Kennzeichnung als überwiegend geistige, nicht manuelle Arbeit aus<sup>311</sup> – doch auch hier ist eine Verallgemeinerung schwierig. Gerade auch, weil sich die Arbeitsbedingungen ständig veränderten. Die Büroarbeit entwickelte sich durch die Einflüsse der Rationalisierung und der Arbeitsteilung immer mehr zur Arbeit in Großbüros. Brandt beschreibt beispielsweise die Zusammenfassung buchhalterischer Tätigkeiten in einer zentralen Buchhaltung, von Schreibeitarbeitern in einem Schreibmaschinensaal und Lohnabrechnungen in einer zentralen Lohnbuchhaltung.<sup>312</sup> Die Tätigkeiten der

---

<sup>309</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 83

<sup>310</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 157

<sup>311</sup> Vgl. Croner 1951, S. 15

<sup>312</sup> Vgl. Brandt 1972, S. 48

Angestellten unterlagen dem tragenden Prinzip wirtschaftlicher und technischer Entwicklungen.<sup>313</sup>

Weiterführend lassen sich die formalen Arbeitsbedingungen zum Teil gut über betriebliche Studien darstellen. Bei den Maschinenfabrikanten Augsburg und Nürnberg (MAN) gab es dahingehend nur geringe Statusunterschiede zwischen Facharbeitern. Angestellte erhielten zwar ein monatliches Gehalt, mussten ab 1870 allerdings die Arbeitszeiten der Arbeiter einhalten.<sup>314</sup> Schulz beschreibt für das Unternehmen Felten und Guillaume: „Die Arbeitszeit der kaufmännischen Angestellten betrug in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre 9 Stunden: von 8 – 12 und 14 – 19 Uhr. Mitte der neunziger Jahre waren die Bürostunden um eine halbe Stunde verkürzt; die Arbeit am Nachmittag begann um 14.30 h.“<sup>315</sup> Im Vergleich dazu war die Arbeitszeit der technischen Angestellten von 6 – 12 und 13 – 19 Uhr. Diese waren darüber hinaus zur Arbeit am Sonntagmorgen verpflichtet. Kaufmännische Angestellte waren hingegen nicht schriftlich zur Sonntagsarbeit verpflichtet. Es galt jedoch als üblich, zumindest jeden zweiten Sonntag zu arbeiten und die ‚dringendste Post‘ oder auch über die vorgegebenen Bürostunden hinaus wichtige Arbeit zu erledigen.<sup>316</sup> Aufgrund der relativ langen Arbeitszeiten wohnten in den 70er und 80er Jahren noch viele technische Angestellte in einem Verwaltungsgebäude auf dem Werksgelände. Darüber hinaus mussten alle Angestellten zumindest in der Nähe des Standortes leben. „F & G schrieben vor, daß alle Privatbeamte in Mülheim zu wohnen hatten: Das Arbeitsverhältnis wurde in den Mittelpunkt auch der außerbetrieblichen Verhältnisse gerückt.“<sup>317</sup> Bei Siemens lag die Arbeitszeit der Arbeiter ab 1891 zwischen 7 und 16 Uhr mit einer halbstündigen Mittagspause von 11.30 – 12 Uhr. Es gibt keine Hinweise darauf, dass sich die Arbeitszeit der Angestellten davon unterschied – Überstunden waren darüber hinaus ebenso selbstverständlich wie bei Felten und Guillaume.<sup>318</sup> Bei den Verkäuferinnen richtete sich die Arbeitszeit meist nach den Ladenöffnungszeiten. Diese konnten von morgens um 06.00 bis abends 11.00 Uhr variieren. Je kleiner das Geschäft, desto unregelmäßiger waren die Ladenschlusszeiten. An Sonntagen wurden die Geschäfte teilweise bis zu fünf Stunden geöffnet. Die Arbeit war durch das stundenlange Stehen entsprechend anstrengend und unterschied sich in diesem

---

<sup>313</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 85

<sup>314</sup> Vgl. Rupieper 1982, S. 47

<sup>315</sup> Schulz 1979, S. 134

<sup>316</sup> Vgl. Schulz 1979, S. 134

<sup>317</sup> Vgl. Schulz 1979, S. 136

<sup>318</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 209

Zusammenhang von den Bürotätigkeiten der Beamten und Büroangestellten.<sup>319</sup> Exemplarisch kann darüber hinaus die Situation im Bankgewerbe nachvollzogen werden: Bankbeamte arbeiteten um 1900 am Schalter von 9 Uhr bis 13 Uhr, und von 15 bis 17 Uhr. Darüber hinaus wird beschrieben, dass ‚in Wirklichkeit‘ solange gearbeitet wurde, bis die Post fertig gemacht wurde. Das heißt, es wurde zum Teil bis in die Abendstunden gearbeitet und erst nach 20 Uhr in den Feierabend gegangen.<sup>320</sup> Ein Zeitgenosse, der 1893 in die Bank eintrat, berichtet über die Arbeitsbedingungen der Angestellten:

*„Es gab fast nur Großraum-Büros, wo die Angestellten hinter Pulten in den verschiedensten Formen und Größen standen oder auf Drehstühlen saßen und Bücher bis zu einem halben Zentner Gewicht vor sich hatten. Von ‚Schönheit der Arbeit‘ wusste man da noch nichts. ... Alles wurde mit der Hand geschrieben und jeder abgehende Brief mit der Presse kopiert. Bei den großen Zinsterminen mußten viele Tausende Kupongutschriften kopiert werden. Das dauerte oft bis spät in die Nacht. Eine flotte und doch schöne ‚kaufmännische Handschrift‘ und fixes, sicheres Kopfrechnen waren Voraussetzungen für berufliches Vorwärtskommen. Die ersten Schreibmaschinen, amerikanische Modelle, kamen kurz nach der Jahrhundertwende. Die beiden Fräulein wurden weit weg platziert, weil niemand das Geklapper hören wollte. Alle Gänge mußten durch Boten gemacht werden, es gab kein Haustelefon.“<sup>321</sup>*

Die Arbeit fand in vielen Büros also im Stehen oder sitzend auf hohen Drehhockern statt.<sup>322</sup> Das Zitat und die Interpretation der formalen Arbeitsbedingungen machen deutlich, dass Arbeitsmoral und – disziplin der Angestellten allgemein sehr hoch war. Auch wenn der Arbeitsethos der Bankangestellten aufgrund ihrer Vertrauensposition noch etwas höher eingeschätzt werden muss. Für die Angestellten war es *selbstverständlich*, vor dem Feierabend erst die anliegende Arbeit vollständig zu erledigen. Im Unterschied zur Arbeiterschaft wurden Überstunden aus einem gewissen Pflichtbewusstsein gegenüber seinem Unternehmen gerne in Kauf genommen, anstatt klar von der Unternehmensführung vorgeschriebene Zeiten einzuhalten. Es entwickelte sich also eine Art Dienstethos. Diese Orientierungen erinnern stark an die Werte des bürgerlichen Leistungsideals. Trotzdem ist im Hinblick auf die räumlichen Verhältnisse,

---

<sup>319</sup> Vgl. Timoschenko 2005, S. 52 f.

<sup>320</sup> Vgl. Rudl 1975, S. 72

<sup>321</sup> Nach Rudl 1975, S. 70

<sup>322</sup> Beck 1995, S. 155

ähnlich des Lohnniveaus, eine Angleichung der Arbeitsbedingungen von Angestellten im Industrieunternehmen an die Arbeiterschaft durch die genannten technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen zu erkennen. „Der Vergleich einer automatisierten Produktionsabteilung der chemischen oder feinmechanischen Industrie mit dem Maschinensaal einer Lochkartenabteilung läßt deutlich werden, daß, sowohl im Hinblick auf die räumlichen Verhältnisse als auch auf die arbeitstechnische Entwicklung, zwischen den Arbeitsbedingungen der dort beschäftigten Angestellten und Arbeiter kaum noch Unterschiede bestehen.“<sup>323</sup>

Folglich gilt es die hierarchischen Gefüge in den Betrieben zu analysieren, das heißt das Verhältnis untereinander sowie zur Unternehmensführung, um anschließend aus sämtlichen Ausführungen dieses Abschnitts eine Gesamtinterpretation zur beruflichen Sozialisation als Anteil der eigenen Identitätsentwicklung zur ermöglichen. Der Unternehmer sah sich, wie durch die Rahmenbedingungen zu Beginn des Kapitels dargestellt, mit einem komplexer werdenden Arbeitsumfeld konfrontiert. In Folge dessen übertrug der Unternehmer viele Teilaufgaben an „Personen seines Vertrauens“<sup>324</sup>. Bereits die ersten Angestellten hatten somit kaufmännische, technisch-analyisierende sowie organisierend verwaltende Tätigkeiten inne. Der Buchhalter war beispielsweise der „nächste Mann des Chefs“<sup>325</sup>. Dieses Vertrauensverhältnis kann als grundlegende Basis des durch den Unternehmer geförderten Bewusstseins der Angestellten interpretiert werden. Die Entwicklung eines Dienstethos verhinderte gleichzeitig eine Solidarisierung mit den Lohnarbeitern.<sup>326</sup> Mit dem Anwachsen der Angestellten- und Betriebsbeamtenschaft fanden verallgemeinernde Tendenzen statt, die diesen Betriebsethos von der Einzelperson löste und auf einen entsprechend größer werdenden Personenkreis übertrug. Mit der Einbringung eines Systems von allgemeinen Regeln verobjektivierte und verselbstständigte sich das Vertrauensverhältnis zum Prinzipal. Die Arbeitsführung richtete sich für die Angestellten demnach nach allgemeinen und erlernbaren Regeln. Damit einher ging eine Rationalisierung des Arbeitsprozesses – der Kontakt der Angestellten zum Prinzipal ging immer mehr verloren.<sup>327</sup> Etwas anders stellte sich das Verhältnis bei den Verkäuferinnen dar: „Zwischen dem Geschäftsführer und seinen Angestellten herrschte hier eine Art ‚patriarchalisches Vertrauensverhältnis‘, in Folge dessen die Verkäuferin

---

<sup>323</sup> Hartfiel 1961, S. 92

<sup>324</sup> Hartfiel 1961, S. 85

<sup>325</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 85

<sup>326</sup> Vgl. Kocka 1981, S. 130

<sup>327</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 85

häufig die gleichen Arbeiten zu verrichten hatte wie der Ladeninhaber selbst.<sup>328</sup> Insgesamt, so beschreibt es auch Kracauer in der Weimarer Republik, ist die Hierarchie der ‚Unselbstständigen‘ an den Geist des Unternehmers gebunden. Beispielsweise mussten Beschwerden über mehrere Instanzen an den Unternehmer herangetragen werden. Arbeitszeugnisse gaben Auskunft über das Verhalten und die Arbeitsleistungen, auch wenn im Betrieb die Positionen gewechselt wurden.<sup>329</sup>

Soll die Berufsmentalität interpretiert werden, so ist sicherlich zwischen den formalen Bedingungen und Angleichungstendenzen von Angestellten und Arbeitern, sowie der inneren Haltung der jeweiligen Gruppen zu unterscheiden. Das heißt aus den formalen Angleichungstendenzen kann nicht automatisch die Homogenisierung von Arbeiter- und Angestelltenmentalitäten gefolgert werden. Dementsprechend ist festzustellen, dass im Gegensatz zu den Arbeitern innerhalb von Industriebetrieben, die Betriebstreue der Angestellten außerordentlich hoch ist, wie beispielsweise das Fluktuationsverhalten bei MAN belegt.<sup>330</sup> Im Gegensatz dazu stehen die Ausführungen von Kocka, der eine große berufliche Mobilität der Angestellten von Großbüros aufführt. Zum Beispiel wechselten Arbeitnehmer in Büro-Großbetrieben der Versicherungsgesellschaften ihre „Erwerbstätigkeit schnell und ohne Qualifikationsschwierigkeiten“<sup>331</sup>. Brandt argumentiert, dass die Bindung an den Betrieb für einen Großteil der Angestellten relativ groß ist – möchten sie in der Hierarchie des Betriebes aufsteigen, so ist es nötig ihm treu zu bleiben, insbesondere wenn beamtenähnliche Sicherheiten geboten werden.<sup>332</sup>

Insgesamt forderten viele Angestellte in Industriebetrieben als Ausdruck der Besserstellung gegenüber der Arbeiterschaft einen veränderten Versicherungsschutz. Die Mentalität einer so heterogenen Gruppe wie die der Angestellten wurde deswegen vor allem von der Einstellung geprägt, dass sie ‚Nicht-Arbeiter‘<sup>333</sup> seien. Dieses Bewusstsein kann mitunter auf den gesamten Mittelstand übertragen werden. Auch für die Aufsteiger aus der (Fach-) Arbeiterschaft. Insbesondere die Angestellten verfügten, unterstützt durch die beschriebenen Arbeitsbedingungen, über das Bewusstsein nicht unmittelbar am Produktionsprozess beteiligt zu sein. Folglich entstand eine traditionelle Ausrichtung des Selbstbewusstseins am Bild des öffentlichen Beamten – die

---

<sup>328</sup> Timoschenko 2005, S. 51

<sup>329</sup> Vgl. Kracauer 1929/ 1971, S. 39

<sup>330</sup> Vgl. Rupieper 1982, S. 51

<sup>331</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 514

<sup>332</sup> Vgl. Brandt 1972, S. 119

<sup>333</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 520

innerbetriebliche Stellung ermöglichte den ersten Angestellten sich mit den Beamten zu identifizieren, zumal das Ideal von Geist und Bildung, sowie die damit verbundene sichere Anstellung als attraktiv galten.<sup>334</sup> Das Selbstbewusstsein stützte sich vor allem auf das Sach- und Fachwissen, auf treuen Diensteifer, Fleiß und Pünktlichkeit sowie die Befolgung aller Berufspflichten. Dieses Selbstverständnis wurde also in Industriebetriebe weiter getragen, da viele mittlere Beamte aufgrund der besseren Bezahlung und der interessanteren Tätigkeit in die Industrie abwanderten.<sup>335</sup> Darüber hinaus war eine gewisse Stilisierung für viele zur Erhaltung des eigenen Sonderbewusstseins erforderlich – denn die Chance zur Selbstständigkeit bestand für viele Angehörige des ‚neuen Mittelstandes‘ nicht.<sup>336</sup> Zudem war auch die Möglichkeit des Aufstiegs innerhalb der innerbetrieblichen Hierarchie begrenzt, da für viele begehrte Positionen eine akademische Ausbildung Pflicht war. „Zugänglich sind eine Reihe von mittleren Positionen, deren Inhaber ein Büro leiten oder eine qualifizierte Sachbearbeitertätigkeit auszuüben haben.“<sup>337</sup>

Demzufolge versuchten die Berufsgruppen ihre Stellung als Angestellte, beziehungsweise als Mittelstand, mit der Stilisierung ihrer Arbeit im Sinne von ‚geistig‘ und ‚höher‘ zu festigen. Sie betonten stärker und moderner die Arbeitnehmerposition.<sup>338</sup> Dies wurde dadurch gefördert, dass einige Angehörige des ‚neuen Mittelstandes‘ tatsächlich hoch gebildet und fachlich besonders qualifiziert waren. Als Beispiele dienen hier die traditionell selbstbewussten Techniker<sup>339</sup> oder leitende Angestellte. Es kann nach der Analyse des ‚alten Mittelstands‘ davon ausgegangen werden, dass viele Techniker eine ähnliche Mentalität in Bezug auf die Güte und Wert ihres Könnens besaßen wie die Handwerker – es zählte „wirtschaftliche (bürgerliche) Tugendhaftigkeit: sie sind fleißiger, sparsamer, rechnen besser als die andern“<sup>340</sup>. Zusätzlich wurde der Dienst als Angestellter oftmals als Dienst für die ‚Obrigkeit des Unternehmens‘ interpretiert. Wie dargestellt wurde, kann vor allem die Qualifikation im Beruf zur Steigerung des milieuspezifischen Selbstbewusstseins beitragen. Damit verbunden waren wirksame Konsequenzen für Kleidung und Sauberkeit, die es im folgenden Abschnitt zur familialen Sozialisation noch weiter zu erörtern gilt. Es lässt sich aus dieser Folgerung ableiten, dass die Stilisierung des

---

<sup>334</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 520 sowie S. 184

<sup>335</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 184 f.

<sup>336</sup> Vgl. Brandt 1972, S. 113

<sup>337</sup> Brandt 1972, S. 113

<sup>338</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 377

<sup>339</sup> Vgl. Lundgreen 1975, S. 269

<sup>340</sup> Sombart 1916, S. 866

eigenen beruflichen Niveaus, Auswirkungen auf den Alltag und das Familienleben bedeutete. Kocka postuliert in diesem Zusammenhang, dass sich das Selbstbewusstsein und der Abgrenzungswille auch aus der Gefahr der Proletarisierung speisten.<sup>341</sup> Dies ist beispielsweise bei der Betrachtung der Lohnniveaus und der zunehmenden Rationalisierung auch nachvollziehbar – schließlich ist eine *deutliche* finanzielle und arbeitssituative Differenzierung mit zunehmender Rationalisierung und Lohnangleichung für nur wenige Angehörige des neuen Mittelstandes möglich gewesen. Diese Angleichungstendenzen führen dementsprechend zu einer Mobilisierung der Angestellten und vieler andere Berufsgruppen des ‚neuen Mittelstandes‘. Dieser Umstand ist vor allem im vierten Abschnitt dieses Kapitels zu untersuchen. Da, wie im Methodenteil erläutert, die Organisation des ‚neuen Mittelstandes‘ in Vereinen und Gewerkschaften erst nach der Konstitution sowie den beruflichen Abgrenzungstendenzen einsetzte und zur Festigung des Milieus beitrug. So beschreibt Kocka, nachdem sich viele Berufsgruppen<sup>342</sup> 1881 zu einem Interessenverband in Magdeburg zusammenschlossen:

*„In dieser Organisation verdeutlichte sich, zum ersten Mal auf überbetrieblicher Ebene greifbar, das am Beamtenmodell orientierte Selbstverständnis eine Gruppe von Arbeitnehmern und ihre Tendenz, sich als ‚Stand‘, als Teil des ‚Mittelstands‘ zu verstehen und zu organisieren. Ganz beamtentypische Herrschafts- und Vermittlungsideologie folgend, begriffen sie sich unkorrekt aber schmeichelnd als Autoritätsträger zwischen Arbeiter und Arbeitgeber.“<sup>343</sup>*

Dies kann als entscheidender Hinweis auf die Selbstwahrnehmung über den Beruf gedeutet werden, der zweifelsfrei die Eigenverortung im ‚neuen Mittelstand‘ und Auswirkungen auf das eigene Verhalten hat. So ist der berufliche Sozialisationsprozess insgesamt geprägt vom Abgrenzungswillen der eigenen beruflichen Position zum Proletariat.<sup>344</sup> Dies kann branchenübergreifend sowohl für die Vielzahl an Angestellten in den unterschiedlichsten Berufen, beispielsweise auch bei den Verkäuferinnen: „Demnach ist vorstellbar, dass die Verkäuferinnen, zumindest sofern sie in einem feineren Spezial- oder Fachgeschäft angestellt waren, gegenüber Arbeiterinnen oder

---

<sup>341</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 522

<sup>342</sup> Darunter waren Buchhalter, wissenschaftliche Hilfsarbeiter, Werkführer, Bankdirektoren, Verwalter und nicht beamtete Gemeindefreischreiber

<sup>343</sup> Vgl. Koch 1969, S. 515

<sup>344</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 377

Dienstmädchen ein höheres Selbstbewusstsein entwickelten, kaum jedoch gegenüber den Kontoristinnen.“<sup>345</sup>

Darüber hinaus ist es auch nachvollziehbar, dass Kinder aus Handwerker-, Bauern- oder Arbeiterfamilien, die durch Bildungskarrieren und Berufsposition zum ‚neuen Mittelstand‘ zu zählen sind, den sozialen Status auf jeden Fall erhalten wollten. Gerade durch die weniger körperlich fordernde Arbeit, innerbetriebliche Aufstiegschancen, bessere Absicherungssysteme und Entlohnung bot der ‚neue Mittelstand‘ eine adäquate Lebensperspektive. Trotz der Heterogenität des mittelständischen Milieus, schaffte vor allem die ‚gebildete Spitze‘ ein bürgerliches Leistungsideal und Berufsbewusstsein, das vermutlich für viele ein Vorbild darstellte und durch die Aufnahme entsprechender Lebensstile nachgeahmt wurde. Außerdem prägte das Wertesystem des Beamtentums den ‚neuen Mittelstand‘ entscheidend. Ein Hinweis darauf bietet die Selbstbezeichnung vieler Angestellter als ‚Privatbeamte‘. Es galten Loyalität, Gehorsam und Ordnungssinn. Tugenden, die sich auch auf das private Leben übertrugen – „sie mußten in ‚geordneten Verhältnissen‘ leben, sauber und gediegen, bescheiden und rechtschaffen, respektabel sein“<sup>346</sup>. Folglich wurde der eigene Beruf und die innerbetriebliche Position gerade durch Inhaber niedrigerer Positionen stilisiert und aufgewertet – was die Abgrenzung zu proletarischen Milieus im eigenen Bewusstsein schützte. Die heterogene Berufswelt des ‚neuen Mittelstands‘ wurde durch die bewusste Ausprägung des eigenen Selbstverständnisses zu einem homogenen Milieubewusstsein.

### **7.3 Familiäre Sozialisation im ‚neuen Mittelstand‘**

So heterogen wie sich die unterschiedlichen Gruppen im neuen mittelständischen Milieu darstellen, so different erscheint zunächst auch der familiäre Sozialisationsprozess. Kennzeichnend für die Komplexität der Lebensführung der Angestellten ist die Zusammenfassung von Thomas Nipperdey, der sie „eher bürgerlich als ‚proletarisch““<sup>347</sup> bezeichnet. Diese Vermutung könnte für den gesamten ‚neuen Mittelstand‘ gelten – da sich schon bei der Analyse der beruflichen Sozialisation und Identitätsbildung gezeigt hat, dass die *Orientierung* am bürgerlichen Ideal maßgeblich

---

<sup>345</sup> Timoschenko 2005, S. 76

<sup>346</sup> Nipperdey 1994, S. 380

<sup>347</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 376



das Selbstverständnis bestimmt. Die alltäglichen Berufserfahrungen nährten somit vermutlich den Wunsch der Annäherung auch im familiären Umfeld.<sup>348</sup>

Grundsätzlich beanspruchten die Angestellten als Teil des ‚neuen Mittelstands‘ aufgrund ihrer (stilisierten) beruflichen Positionen eine besondere gesellschaftliche Stellung. Der Berufsweg, der durch ein ständiges Vorwärtskommen gekennzeichnet sein sollte, wurde bei schon geringen Erfolgen als sozialer Aufstieg gewertet.<sup>349</sup> Konträr dazu stehen die teilweise sehr ähnlichen Einkommensstrukturen. Trotzdem ergeben sich schon bei der Betrachtung des Konsumverhaltens Hinweise auf die unterschiedliche Aufwendung finanzieller Mittel für verschiedene Bereiche und die Ausrichtung des eigenen Lebensstils. In einer Clusteranalyse von Hendrik Fischer, die 4000 Datensätze zu Haushaltsrechnungen aus verschiedenen Haushalten im Kaiserreich analysiert, kann das Konsumverhalten des ‚neuen Mittelstandes‘ sehr gut beschrieben und interpretiert werden. Hierbei sind vor allem die von ihm typologisierten Cluster ‚Auskömmlicher Konsum‘ (2.3) sowie das Cluster ‚Statusorientierter Konsum‘ (2.4) interessant.<sup>350</sup>

Zur Beschreibung der typischen Wohnverhältnisse einer Familie die dem Typ ‚Auskömmlicher Konsum‘ zugeordnet wird, dient folgendes exemplarisches Beispiel:

*„Die vierköpfige Familie bewohnt eine Wohnung mit 2 Zimmern, einer Kammer, Küche, Abort und den üblichen Nebenräumen. Das Wohnzimmer hat 21 qm Bodenfläche (5 x 4,20), 56,80 cbm Luftraum (2,70 m Höhe); 3 Fenster mit je 1,26 qm Fläche sind mit Blumen geziert. Die Einrichtung ist zwar einfach, aber reinlich und mit einem schönen Sofa und gepolsterten Stühlen über den Rahmen des Notwendigsten hinausgreifend. [...] Wenn auch das Haus zu den ältesten der Stadt zählt, so ist die Wohnung doch luftig und wohnlich.“<sup>351</sup>*

Charakteristisch für den Typus des ‚auskömmlichen Konsums‘ ist, dass sich ihr Leben von Notwendigkeiten abhebt – die Existenzsicherung steht bei einem, dem Cluster entsprechenden, jährlichen Durchschnittseinkommen von 2100 Mark nicht mehr im Vordergrund. Das genannte Einkommen deckt sich auch stark mit der im vorangegangenen Abschnitt analysierten Einkommensstruktur des ‚neuen Mittelstands‘. Dies lässt sich zum Beispiel anhand des Nahrungsmittelbudgets erkennen, in dem

---

<sup>348</sup> Vgl. Budde 2009, S. 103

<sup>349</sup> Vgl. Brand 1972, S. 112

<sup>350</sup> Vgl. Fischer 2011, S. 229 f.

<sup>351</sup> Nach Fischer 2011, S. 229

wesentlich mehr Geld für tierische Produkte aufgewendet wird. Darüber hinaus liegen die Aufwendungen für Wohnungsausgaben deutlich über den Clustern, die die untersten gesellschaftlichen Milieus beschreiben. Gesteigerte Wohnungsausgaben bedeuteten insgesamt mehr Wohnqualität. Der Trend zur qualitativ besseren Lebensgestaltung setzt sich bei den Bekleidungsausgaben fort. Schließlich war für einen Großteil der Angestellten wichtig, bei der Arbeit ‚bürgerliche Kleidung‘ zu tragen.<sup>352</sup> Absolut liegen diese im Cluster ‚auskömmlicher Konsum‘ doppelt so hoch wie die darunter liegenden Cluster des Industrieproletariats.<sup>353</sup> Interessant ist auch, dass im Vergleich auch ein höherer Ausgabenanteil bei Hygiene und Gesundheit, geistiger Betätigung und Kulturellem, sowie Freizeit und Vergnügen zu verbuchen ist. Der Anteil nicht-lebensnotweniger Ausgaben gibt Fischer insgesamt mit etwa 16,5 % an.

Innerhalb des vorgestellten Clusters sind 63 % Arbeiterhaushalte vertreten – der Anteil liegt aber deutlich unter den Clustern des ‚grundbedarf-fixierten Konsumtyps‘. Entscheidend ist dabei, dass Facharbeiter mit einem Anteil von 38% eine dominierende Stellung einnehmen und zur Leistungselite der Arbeiterschaft zählen.<sup>354</sup> Darüber hinaus ist folgende Analyse besonders wichtig für die vorliegende Arbeit:

*„Ein knappes Viertel sind aber Haushalte aus dem so genannten neuen Mittelstand, Familien von kleinen und mittleren Beamten, Lehrern und Angestellten.“*

Somit kann hier die untere ‚Wohlstandsgrenze‘ des ‚neuen Mittelstands‘ identifiziert werden, die gleichzeitig durch eine starke Durchmischung mit dem obersten Niveau der (Fach-) Arbeiterschaft gekennzeichnet ist. Dies untermauert auch die Tatsache, dass dieser Haushaltstyp ab 1890 wesentlich häufiger aufzufinden ist als vorher. Die Ergebnisse können als Tendenz zu bürgerlichen Lebensverhältnissen interpretiert werden: Die klare Orientierung an statusdefinierenden Symbolen wie Kleidung und Wohnverhältnissen, lassen den Anspruch an ein bürgerliches Leben erkennen. Selbstverständlich kann die Anlehnung an ein solches Ideal nicht darüber hinwegtäuschen, dass in der Realität eine erhebliche Distanz vorhanden war. Trotzdem wurde immer versucht diesem Ideal gerecht zu werden: „Bei größter Enge in den Wohnverhältnissen wurden nicht selten rigide bürgerliche Rituale nachgeahmt,

---

<sup>352</sup> Vgl. Brandt 1972, S. 131

<sup>353</sup> Vgl. Fischer 2011, S. 230

<sup>354</sup> Vgl. Fischer 2011, S. 231

etwa Tischsitten.“<sup>355</sup> Eigentum wurde Schritt für Schritt erlangt um dem bürgerlichen Lebensideal näher zu kommen.

An diese Interpretation anknüpfend setzt das Cluster 2.4 des ‚Statusorientierten Konsumtyps‘ die beschriebene Orientierung fort. Insgesamt steigt des Einnahmehudget im Vergleich zum Cluster 2.3 an. In diesem Zusammenhang sind die Wohnungsausgaben in dem statusorientieren Cluster mit 27% am höchsten, und liegt im Verhältnis deutlich über den Ausgaben noch höher angesiedelter Cluster.<sup>356</sup> Dabei ähnelt das Cluster des ‚Statusorientierten Konsums‘ mit 2.258 Mark Durchschnittseinkommen dem Niveau des darunter angesiedelten Clusters des ‚Auskömmlichen Niveaus‘. „Man kann diese Zahlen als eine Bestätigung des in der Literatur häufig festgestellten bürgerlichen Dranges zu einem repräsentativen Wohnstil interpretieren.“<sup>357</sup> Diese Aussage kann als zentrale Orientierung des ‚Neuen Mittelstands‘ gewertet werden, denn das Klientel des Clusters besteht zu 55 % aus der Berufsgruppe der Lehrer sowie der mittleren und gehobenen Beamten und Angestellten.<sup>358</sup> Somit kann durchaus interpretiert werden, dass innerhalb dieses Milieus, über die berufliche Position hinaus, der Wunsch bestand, sich durch eine hinreichend repräsentative Wohnung von unteren sozialen Milieus abzugrenzen. Dies sollte entweder durch die Größe, oder durch die Lage in einem besseren Viertel der Stadt geschehen. Fischer verweist zudem auf ähnliche Orientierungsmuster, wie sie innerhalb dieser Arbeit schon im Abschnitt der beruflichen Sozialisation herausgearbeitet wurde. Der Arbeitsethos des ‚neuen Mittelstands‘, der durch die Kerngruppe der Angestellten definiert wurde, orientierte sich oft am Vorbild der Beamtenschaft. Ähnlich gilt jetzt im privaten Bereich: „Die Angestellten orientierten sich bei dem, was standesgemäß war, an den staatlichen Beamten, und diese wiederum, gemeinsam mit den unteren und mittleren Chargen, an der Spitze der Beamtenhierarchie“<sup>359</sup>. Dies kann folglich als bürgerliche Orientierung interpretiert werden, da hohe Beamte, wie in Kapitel 6 dargestellt, durch die akademische Ausbildung zum Bildungsbürgertum gezählt wurden. Fischer beschreibt zur Illustration das typische Inventar des Haushalts eines gelernten Bürokaufmannes und Buchhalters Karl v. Keller:

---

<sup>355</sup> Vgl. Schilling 2003, S. 32

<sup>356</sup> Vgl. Fischer 2011, S. 234

<sup>357</sup> Fischer 2011, S. 234

<sup>358</sup> Vgl. Fischer 2011, S. 234

<sup>359</sup> Nach Fischer 2011, S. 235

*„Das Mobiliar war gedacht für vier Zimmer, Küche und Diele. Keller spricht dabei von einem Schlafzimmer (mit Betten, Wäscheschrank, Kleiderschrank, einem Waschtisch mit Marmorplatte und zwei Stühlen), einem Gästezimmer (mit Bett, Waschtisch, Kleiderschrank und einem kleinen runden Tisch mit zwei Stühlen) und einem Wohnzimmer (mit Sofa, Schreibsekretär, vier Stühlen, einem ovalen Tisch, einem Piano, einem Spiegelschränkchen, einer Wanduhr und einem Fußbänkchen). Zusätzlich führt er noch die Einrichtung für ein ‚Besseres Zimmer‘ auf, das repräsentativ mit einem zusätzlichen Sofa, zwei Sesseln (‚Fauteuils‘), einem ‚Vertikow‘, also einer Zierkommode, einem ovalen Tisch nebst sechs Stühlen, einem Spiegel, einem Teppich und – darauf wird eigens hingewiesen – mit zwei bestickten Fußkissen ausgestattet war.“<sup>360</sup>*

Hierbei fällt auf, dass die Ausstattung des repräsentativen Zimmers deutlich wertvoller war, als die der restlichen Räume. Somit sind Parallelen zur repräsentativen Ausstattung bürgerlicher Wohnungen zu erkennen – in denen die übrigen Räume des familiären Zusammenlebens meist kleiner waren als der zur Straße ausgerichtete repräsentative Raum. Folglich forderte die Ausstattung einer solchen Wohnung für den ‚neuen Mittelstand‘ Einsparungen an anderer Stelle. Einen Hinweis liefert in diesem Zusammenhang die Kinderzahl: 57% der untersuchten Haushalte haben maximal zwei Kinder – sehr große Familien mit mehr als sieben Kindern kommen *gar nicht* mehr vor. Zusätzlich wurde durchschnittlich weniger für Nahrungsmittel ausgegeben, als im Cluster des ‚Auskömmlichen Konsums‘ – obwohl auch hier teurere Fleischprodukte konsumiert wurden. Die äußere Darstellung eines gewissen gesellschaftlichen Status war dementsprechend wichtiger als andere Haushaltsausgaben wie Freizeit oder Kultur.<sup>361</sup>

Die *äußeren Bedingungen* der familialen Sozialisation können mit den Hinweisen aus der Clusteranalyse und den Ergebnissen aus dem Abschnitt zur beruflichen Sozialisation wie folgt beschrieben werden: Die Mentalität im ‚neuen Mittelstand‘ war darauf bedacht, den stilisierten besonderen Status, den ihm durch die berufliche Position zu Eigen wurde, auch auf das familiäre Umfeld zu übertragen und vor allem: nach außen hin sichtbar zu machen. Die öffentliche Unterscheidung durch die Wohnsituation und den Kleidungsstil zu proletarischen Milieus stand im Mittelpunkt. Das zu Hause stellte für den ‚neuen Mittelstand‘ dementsprechend die perfekte

---

<sup>360</sup> Fischer 2011, S. 235

<sup>361</sup> Vgl. Fischer 2011, S. 236

bürgerliche Illusion dar – die materielle Ausstattung war Ausdruck und Grund für ein bürgerliches Selbstbewusstsein zugleich<sup>362</sup>. Dieser Ausdruck des sozialen Aufstiegs war besonders im Kaiserreich ein beliebtes Mittel: „Kleider machen Leute“, sagt das Sprichwort, und keine Epoche war sich dessen besser bewußt als jene, in der das Phänomen der sozialen Mobilität zahlreiche Menschen effektiv in die historisch neuartige Lage versetzte, neue (und höhere) soziale Rollen einzunehmen und dazu ein passendes Kostüm tragen zu müssen.“<sup>363</sup> Hierzu passte hervorragend die im Beruf wahrgenommene Trennung zwischen weißer und blauer Kragenlinie. Für die äußere Bürgerlichkeit wurden nicht sichtbare Einschränkungen bei der Ernährung und den kulturellen Aktivitäten<sup>364</sup> hingenommen. Gleichzeitig wird in einer etwas schwierigeren finanziellen Lage trotzdem an bürgerlichen Verhaltensweisen festgehalten. Kracauer beschreibt diesen Trend, der sich anscheinend auch in der Weimarer Republik fortsetzte, durch die Aussagen zu einer Veröffentlichung von 15 Ausgabebüchern in der Zeitschrift ‚Uhu‘ recht anschaulich: „Einige Überschriften lauten: ‚Wieso können sich Müllers ein Segelboot leisten?‘; ‚Wieso können Schulzes 10 Mark Pension in der Sommerfrische bezahlen?‘; ‚Wieso treiben denn Wagners einen solchen Kleideraufwand?‘ Ja, sie können es eben. Herr Schulze erklärt, daß sich seine Alte aufs Wirtschaften verstehe, und Frau Wagner berichtet, daß ihr Mann sich die Hosen selber bügle. ‚So wart man den Schein‘, fügt sie philosophisch hinzu.“<sup>365</sup>

Neben dieser äußeren Darstellung eines bürgerlichen Lebensideals, gilt es auch, innere Dispositionen zu beschreiben. Es herrschte innerhalb des ‚neuen Mittelstandes‘ das für das Kaiserreich typisch bürgerliche Leistungsdenken, dass auch auf die eigenen Kinder übertragen wurde. Im Folgenden muss untersucht werden, ob und inwiefern Erziehung und die innerfamilialen Beziehungen an bürgerlichen Idealen orientiert waren.

Berg beschreibt in diesem Zusammenhang die mittelständische Familie wie folgt: „Im kleinbürgerlichen Lebenszuschnitt der subalternen Beamten und Angestellten, der kleinen Kaufleute und Reparaturhandwerksmeister, der zu Werkmeistern aufgestiegenen Facharbeiter und auch der Volksschullehrer, insgesamt einer großen und ständig wachsenden mittelständischen Bevölkerungsgruppe, war man in seinem

---

<sup>362</sup> Vgl. Hobsbawm 1978, S. 404

<sup>363</sup> Hobsbawm 1978, S. 404

<sup>364</sup> Für das Cluster des ‚Statusorientierten Konsums‘ werden lediglich 1,26 Prozent des Jahresbudgets für kulturell-geistige Betätigung aufgewendet. Freizeit und Vergnügen liegt mit circa 5 Prozent deutlich über dem Wert des Clusters ‚Auskömmlicher Konsum‘.

<sup>365</sup> Kracauer 1929/ 1971, S. 93 f.

Privatleben in besonderem Maße von Anpassungswünschen an gehobene bürgerliche Wohn-, Lebens- und Familienverhältnisse beherrscht.<sup>366</sup> Somit kann das bürgerliche<sup>367</sup> Werteideal in gewissen Maße auch auf den ‚neuen Mittelstand‘ übertragen werden: moralische Integrität, Leistungswillen und Pflichtbewusstsein waren Ziele der familialen Erziehung. Darüber hinaus betont Berg, dass das Familienleben und Erziehungsverhalten übersteigert an der bürgerlichen Norm der Häuslichkeit und intakter Beziehungen orientiert war.<sup>368</sup> Diese Ausrichtung wurde dementsprechend auf die Lebensziele der eigenen Kinder projiziert – sie sollten den eigenen Status über Bildungsabschlüsse in den Realanstalten, der Lehre und dem Erwerb des ‚Einjährigen‘ sichern oder es später ‚besser haben‘. Wie bereits innerhalb der Ausführungen zum alten Mittelstand zu entnehmen ist, bedeutet das für das familiäre Zusammenleben des ‚neuen Mittelstands‘ wahrscheinlich eine entsprechende Rollenbetonung. Während bereits innerhalb des Ideals der bürgerlichen Liebes- und Vernunft Ehe<sup>369</sup> der Mann als Familienoberhaupt eine hervorgehobene Stellung in der Familie inne hatte, kann davon ausgegangen werden, dass es innerhalb der Familien des ‚neuen Mittelstandes‘ eine entsprechende Überinterpretation der Rolle des Ehemanns und Vaters gegeben hat.<sup>370</sup> Zumal die Ausführungen zum ‚alten Mittelstand‘ und der Arbeiterschaft ein ähnliches Bild vermittelten. Während der Mann fordert, darf die Frau nur geben – der Mann ist eher für den öffentlichen, die Frau für den häuslichen Bereich zuständig<sup>371</sup>. Das bürgerliche Weiblichkeitsideal implizierte vor allem die Werte ‚Dienst‘ und ‚Mutterschaft‘.<sup>372</sup> Die Kinderzahl war, wie bereits erwähnt, eher gering. Trotzdem war das Kinderleben in der Familie der Normalfall. Die Erziehungsmaxime orientieren sich wahrscheinlich an den sehr bürgerlichen Vorgaben zahlreicher Fabeln, Lesebücher und Illustrationen die zu diesem Thema im Kaiserreich erschienen. Selbstverständliche Tugenden waren:

*„Fleiß, Korrektheit, Pflichterfüllung, Zufriedenheit (,Sei treu den Kleinen / arbeite gern / liebe die Deinen / und Gott, deinen Herrn.); Gehorsam, Widerspruchslosigkeit (,Ein gutes Kind gehorcht geschwind.); Bescheidenheit, Dankbarkeit (,Sei die Gabe noch so klein, dankbar mußst du immer sein.); permanente Kontrolle, Demut (,Wo ich bin, und was ich tu, sieht mir Gott, mein*

<sup>366</sup> Berg 1991, S. 105

<sup>367</sup> Vgl. Rosenbaum 1982, S. 258

<sup>368</sup> Vgl. Berg 1991, S. 105

<sup>369</sup> Vgl. Budde 2009, S. 30

<sup>370</sup> Vgl. Berg 1991, S. 95

<sup>371</sup> Hausen 1978, S. 161

<sup>372</sup> Vgl. Berg 1991, S. 99

Vater, zu.); Ordnungsliebe, Ökonomie der Zeiteinteilung (,Halte Ordnung, liebe sie; sie erspart dir Zeit und Müh.)“<sup>373</sup>.

Darüber hinaus waren die Beziehungen im Allgemeinen geprägt von Strenge und Repression. Es ist allerdings davon auszugehen, dass die Art der Konflikte sich innerhalb der Milieus unterschied – beispielsweise durch Verbalisierungsfähigkeiten und Persönlichkeitsstrukturen.<sup>374</sup> Folglich gestaltete sich die Realität nie nach den Idealvorstellungen, sondern unterschied sich davon. Natürlich hatte der Vater weiterhin eine souveräne Rolle innerhalb der Familie – so beschreibt es beispielhaft Margarete Buber-Neumann, Tochter eines Unternehmers, die 1901 in Potsdam geboren wurde:

*„Wir waren fünf Geschwister, drei Mädchen, zwei Jungen, und es ging daheim oft recht lebhaft zu. Allerdings nur, solange unser Vater nicht zu Hause war. Meine Mutter ließ uns gewähren. Es gab zwei Antworten, die zu Hause immer wiederkehrten. Sie waren für unsere Eltern charakteristisch. Kamen wir mit einer Bitte zur Mutter und war diese Bitte nicht gar zu ausgefallen, dann sagte sie regelmäßig: ‚Meinetwegen!‘ Baten wir unseren Vater um irgend etwas, dann antwortete er meistens: ‚Nein!‘ Dieses ‚Nein‘ entsprach ebenso vollkommen seiner Auffassung von Disziplin, der höchsten Tugend, die er kannte, wie das ‚Meinetwegen‘ der liberalen Großzügigkeit meiner Mutter. Zwischen diesen Prinzipien bewegte sich unsere Erziehung.“*<sup>375</sup>

Auch wenn das Beispiel aus dem wirtschaftsbürgerlichen Milieu stammt, so wird doch deutlich, dass Erziehung niemals eindimensional verlief. Liberalität war zumindest auf einer Seite spürbar. Vermutlich ist diese Konstellation auch für Familien im ‚neuen Mittelstand‘ möglich gewesen. Dementsprechend liegt es nahe, dass Gewalt wahrscheinlich eine deutlich geringere Rolle in der Familie gespielt hat, als es noch den unteren sozialen Milieus der Fall war. Die Stilisierung der ‚höheren geistigen‘ Arbeit könnte auch in den Familien des ‚neuen Mittelstands‘ zu eher verbalen Erziehungspraktiken geführt haben, die sich nicht mehr nur an absoluten Gehorsam, sondern dem Gebrauch der Vernunft orientierten.<sup>376</sup>

Über weitere Facetten des typischen, den ‚neuen Mittelstand‘ charakterisierenden Familienlebens, gibt es nur wenig Hinweise. Dementsprechend können nur einige

---

<sup>373</sup> Berg 1991, S. 112

<sup>374</sup> Vgl. Berg 1991, S. 113

<sup>375</sup> Buber – Neumann 1998, S. 168

<sup>376</sup> Vgl. Horkheimer 1978, S. 425

Hypothesen entwickelt werden – die durch die Heterogenität der konstituierenden Bevölkerungsgruppen nur eine geringe Aussagekraft erhalten, aber Ansatzpunkte zur Beschreibung der familialen Sozialisation bieten.

Familien im ‚neuen Mittelstand‘ lebten regional separiert von der Arbeitsstätte. Dies bedeutet parallel eine Trennung von Erwerbs- und Familienleben und bildet somit ein großes Unterscheidungsmerkmal zum ‚alten Mittelstand‘. Wie die Analyse des Konsumverhaltens zeigte, waren bedrohliche Wohnverhältnisse aufgrund der statusorientierten Mentalität nur selten der Fall. Das Ziel, in ‚besseren‘ Vierteln zu wohnen, bedeutete gleichzeitig, mit entsprechend gehobenem Klientel in Verbindung zu treten. Dabei kam der Frau dann vermutlich die typisch bürgerliche Funktion des Repräsentierens zu. Darüber hinaus war es allerdings auch Aufgabe der Frau, für eine sparsame Hauswirtschaft zu sorgen, um die am Bürgertum orientierte Lebensweise bestmöglich nach außen tragen zu können.<sup>377</sup> Die räumliche Nähe zum Bürgertum konnte auch durch den Besuch ähnlicher Bildungseinrichtungen unterstützt werden. Die beschriebenen Bildungsansprüche förderten innerhalb einiger Gruppen des ‚neuen Mittelstands‘ möglicherweise den verstärkten Kontakt zu bürgerlichen Milieus – wohl mehrheitlich zum Wirtschaftsbürgertum, da für sie die höheren Realanstalten die bevorzugte Bildungsinstitution darstellten. Hierfür kommen vor allem die mittlere Beamtenschaft (vor allem im Bankgewerbe) sowie die Techniker und leitenden Angestellten in Betracht, welche die höheren Schulen besuchten. Die untere Grenze des ‚neuen Mittelstands‘ besuchte, wie dargestellt, eher Volksschulen – hier waren tatsächlich nur wenig Berührungspunkte gegeben. Vermutlich war in den unteren Einkommensniveaus zusätzlich die Erwerbstätigkeit der Frau erforderlich, um den am Bürgertum orientierten Lebensstil zu erhalten. Repräsentatives Zusammentreffen fand dann nicht mehr statt. Nicht alle konnten sich das Leben in besseren Vierteln leisten – die Einrichtung eines ‚trauten Heims‘ war dann Ziel und Identifikationsmerkmal der Familie zugleich.

Ebenso unterschied sich höchstwahrscheinlich das habituelle Verhalten. Eine deutliche Abweichung vom bisher so streng verfolgten bürgerlichen Ideal provozierten beispielsweise viele Verkäuferinnen. „Weibliche Angestellte wurden zum Sinnbild aller Schrecken der kaum mehr zu bändigenden Moderne.“<sup>378</sup> Sie verkörperten besonders den vom Bürgertum verachteten Massenkonsum. Darüber hinaus gilt es deutlich

---

<sup>377</sup> Vgl. Hause 1978, S. 175

<sup>378</sup> Budde 2009, S. 106



zwischen Habitus und Rolle zu unterscheiden. Teilweise wurde versucht habituelles Verhalten des Bürgertums durch die Einnahme einer bestimmten Rolle und den entsprechenden Verhaltensformen zu imitieren – dies gelang jedoch in den seltensten Fällen. Dies beschreibt Kracauer sehr anschaulich:

*„Manche bleiben unsicher ein Leben lang wie jene ganz und gar kleinbürgerliche Sekretärin meiner Bekanntschaft, die dadurch einige Versiertheit vorzutäuschen sucht, daß sie immer ein ‚Well‘ in ihre Rede einflieht. Sie hat das Well dem Spracharsenal der Erfolgreichen entnommen, die sich mühelos durchwinden, gelangt aber trotz der Krücke nicht recht von der Stelle, obwohl sie schon an die zehn Stellen hinter sich gebracht hat.“<sup>379</sup>*

Es ist davon auszugehen, dass der vorgestellte, vor allem bildungsbürgerliche ‚Code‘ nicht Bestandteil der eigenen sozialen wie kollektiven Identität war. Diese Interpretation gelingt vor allem unter der Berücksichtigung der genannten Hürde der akademischen Bildung. Somit gab es teilweise bürgerliche Berührungspunkte, allerdings war – trotz des ständigen Aufstiegsstrebens – die *Nachahmung* bürgerlichen Lebens der Inhalt des Alltags, ohne dabei wirklich ein bürgerlichen Habitus<sup>380</sup> zu erwerben. Insgesamt sind Familie<sup>381</sup>, Lokalismus und Eigentum Leitkategorien der mittelständischen Kultur im Kaiserreich.<sup>382</sup> Dabei ist die Familie konstitutiv für den ‚neuen Mittelstand‘: es bildet sich ein Lebensstil – dass zeigt die Fokussierung auf die Einrichtung des Eigenheims – der vor allem auf das Private bedacht war. Hierbei wird gleichzeitig das berufliche Statusbewusstsein auf das am Bürgertum orientierte familiäre Zusammenleben übertragen.

#### **7.4 Freizeitverhalten und berufsständische Interessenvertretung**

Bei der Betrachtung der Öffentlichkeit sollen zwei unterschiedliche Dimensionen untersucht werden, die jedoch miteinander in Verbindung stehen. Zum einen wird das Freizeitverhalten und Vereinswesen kurz dargestellt. Zum anderen wird die politische Interessenvertretung durch die verschiedenen Verbände untersucht. Die Bedeutung dieser Organisationsformen kommt in der Scharnierfunktion zwischen Gesellschaft und

---

<sup>379</sup> Kracauer 1929/ 1971, S. 67

<sup>380</sup> Inwiefern eine bürgerliche *Identität* von den Individuen oder dem ‚neuen Mittelstand‘ insgesamt selbstbewusst entstand, wird im Fazit nach dem letzten Abschnitt des Kapitels diskutiert.

<sup>381</sup> Die Bedeutung der Familie konnte in Kapitel 4 auch für den alten Mittelstand nachgewiesen werden.

<sup>382</sup> Vgl. Schilling 2003, S. 31

Staat durch „Wahlkulturen, regional politische Kulturen, politische Parteien, die Presse, das Vereinsleben und das Umfeld bürgerlicher Freiheiten“<sup>383</sup> zum Ausdruck. Die Beschreibung der öffentlichen ‚Kultur‘ soll vor allem die Festigung des kollektiven Bewusstseins erklären – eine Wirkung, die bereits im zweiten Kapitel vorgestellt wurde. Im Folgenden soll nun über die Beschreibung der Freizeitorganisation und des Vereinswesens zu der gewerkschaftlichen Organisation übergeleitet werden.

Es finden sich wenig Analysen zum Freizeitverhalten der den ‚neuen Mittelstand‘ konstituierenden Gruppen. Deswegen wird auf die Erkenntnisse der Analyse der Herkunftsmilieus zurückgegriffen und mit allgemeinen Verhaltensformen kontrastiert. Wie bereits im vierten Kapitel zum ‚alten Mittelstand‘ aufgeführt wurde, waren viele Vereine als Teil der außerhäuslichen Freizeitgestaltung sehr beliebt. „Vereine aller Art haben gerade im Kleinbürgertum ihre Rekrutierungsbasis erhalten.“<sup>384</sup> Dieses Zitat macht zunächst deutlich, dass innerhalb des ‚neuen Mittelstands‘ das Vereinswesen eine entscheidende Bedeutung inne hatte. Die Funktionen und Spezialisierungen der Vereine waren sehr vielfältig – von Unterhaltung und Geselligkeit über sportliche Betätigung bis beruflichen Angelegenheiten – all das wurde in der Vereinstätigkeit erfüllt. Für den Bereich des ‚neuen Mittelstandes‘ ist, in Anknüpfung an die Ausprägungen der vorherigen Abschnitte, davon auszugehen, dass sie sehr stark auf die Abgrenzung zur Arbeiterschaft bedacht waren. Dies wurde durch das lokal begrenzte Einzugsgebiet und das Streben nach dem Leben in besseren Wohnvierteln sicherlich begünstigt. Somit waren Vereine auch immer bestimmten soziokulturellen Milieus zuzuordnen.<sup>385</sup> Somit ist anzunehmen, dass auch der ‚neue Mittelstand‘ in einem Netz von Vereinen organisiert war und in ihm lebte.<sup>386</sup>

Dabei wurde die freie Zeit des ‚neuen Mittelstands‘ vor allem durch die Regelmäßigkeit der Arbeitszeit geprägt und an sie gebunden. Hier sind wiederum Parallelen erkennbar: „Freie Zeit nimmt bei den Arbeitern, den Laden- und Büroangestellten und den kleinen Beamten etwas zu, die Tages- und Wochenarbeitszeit wird etwas kürzer, der Sonntag wird frei“<sup>387</sup>. Zusätzlich spielt, anders als das beim ‚alten Mittelstand‘ der Fall ist, die Trennung zwischen Arbeiten und Wohnen eine wichtige Rolle zur Gestaltung der Freizeit. Feste die im Privaten abgehalten wurden, aber auch große Volksfeste, waren

---

<sup>383</sup> Retallack 2009, S. 129

<sup>384</sup> Berg 1991, S. 105 und Schilling 2003, S. 14

<sup>385</sup> Vgl. Lüdtker 1991, S. 82

<sup>386</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 169

<sup>387</sup> Nipperdey 1994, S. 167

wichtig für die Familien und stellten immer wieder eine Besonderheit dar. Darüber hinaus war der Besuch in besseren Lokalen sicherlich eine wichtige Möglichkeit der Freizeitgestaltung. Dabei war vermutlich entscheidend, dass man sich nicht in den Kneipen der Arbeiterschaft verabredete.<sup>388</sup> Auch die aufgeführte Vereinstätigkeit fand nach dem Feierabend in Nebenräumen der Gaststätten statt. Trotz der Orientierung zu gehobenen Lokalen, die Kracauer als „halbproletarisch“<sup>389</sup> bezeichnet, war das Verhalten teilweise erstaunlich ‚zügellos‘. Kracauer beschreibt dazu folgende Situation.

*„Ich habe einen Abend mit einigen älteren Angestellten verlebt, die tagsüber in mittleren kaufmännischen Berufen tätig sind. Der eine ist Bilanzbuchhalter, ein zweiter Kassenbeamter; gesetzte Männer, denen sicher für gewöhnlich außer dem Büroleben und dem engen Haushalt nichts anzumerken ist. [...] Es wurde Bier getrunken, und die Leute verwandelten sich vor meinen Augen. Das waren nicht mehr gedrückte Büroangestellte, sondern richtige Elementargewalten, die aus dem Gehege brachen und sich auf ziemlich unbekümmerte Weise vergnügten.“<sup>390</sup>*

Auch wenn diese Beobachtung nur einen sehr subjektiven Eindruck vermittelt und die allgemeine Wirklichkeit wohl kaum repräsentiert – Angestellte liebten auch das Vergnügen und Trinken in Gaststätten. Möglicherweise auch als Ausgleich zur formalen Büroarbeit. Hierbei lässt sich auch deutlich erkennen, dass ein (bildungs-) bürgerlicher Habitus nicht Teil einer bürgerlich geprägten Identität ist. Zusätzlich bot die zunehmende Entwicklung des großstädtischen ‚Quasi-Nachtlebens‘ Vergnügungsmöglichkeiten für jeden Geldbeutel.<sup>391</sup> Weitere Freizeitbeschäftigungen waren Theater oder Konzertbesuche, der Besuch von Radrennen, Box und Ringkämpfen oder traditionellen Turnfesten. Zudem ist sicherlich der Sonntagsspaziergang, der auch in der Arbeiterschaft Anklang fand, Teil der Freizeitkultur im ‚neuen Mittelstand‘. Hierbei machten die Umgebung der Freizeitgestaltung und das Auftreten im städtischen Umfeld den Unterschied zu unteren Milieus.

Eine größere Unterscheidung zum Proletariat lässt sich wahrscheinlich in der häuslichen Freizeitgestaltung feststellen. Wie die Analyse der Wohnungsausgaben

---

<sup>388</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 168

<sup>389</sup> Kracauer 1929/ 1971, S. 66

<sup>390</sup> Kracauer 1929/ 1971, S. 67

<sup>391</sup> Vgl. Nipperdey 1994, S. 170

zeigte, bedeutete ein größeres Zuhause, vielfältigere Möglichkeiten der Freizeitgestaltung. Hierzu zählt die repräsentative Geselligkeit genauso wie das Musizieren. Das Piano, schon innerhalb des ‚alten Mittelstands‘ beliebt, war sicherlich auch in vielen Haushalten des ‚neuen Mittelstands‘ zu finden – wie zum Beispiel die Quelle aus dem dritten Abschnitt des Kapitels belegt.<sup>392</sup>

Trotzdem war die freie Zeit des ‚neuem Mittelstands‘, sowie für alle anderen Milieus des Kaiserreichs, äußerst gering. Dies lässt sich auch an den wenigen Ausgaben für die Freizeitgestaltung ableiten – die dem offensichtlich reichhaltigen Angebot gegenüber stehen. Das Leben war hauptsächlich von der Arbeit geprägt. Als Teil der Lebensgrundlage zur familiären Versorgung bildeten sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts verschiedene Verbände, die unterschiedliche Interessen des ‚neuen Mittelstands‘, je nach Berufsgruppe, vertraten.

Die Organisation der Angestellten erlangte mit Mitte des 19. Jahrhunderts nennenswertes Gewicht – obgleich sie sich nicht als gewerkschaftliche Interessenvertretung verstanden, sondern berufsständisch orientiert war. Charakteristisch war bis zur Jahrhundertwende die paritätische Organisation – Angestellte und Prinzipale verfolgten weitestgehend gemeinsame Interessen.<sup>393</sup> Etwa ab 1900 bezeugt Kocka Deklassierungstendenzen für die gesamte Angestelltenschaft – um diesen Zeitraum herum entstehen weitaus ‚aggressivere‘ Vereinigungen mit gewerkschaftlichen Charakter. Grund hierfür war die Bedrohung der beruflichen Basis des eigenen Selbstverständnisses durch die fortschreitende Angleichung an die Lohnarbeiterschaft.<sup>394</sup> Diese Bedrohung ging vor allem von der Angleichung des Lohnniveaus aus. Ein weiterer Grund war die Veränderung der Arbeitsbedingungen: Der Kontakt zur Unternehmensführung ging verloren, mit der Entstehung der Großraumbüros verloren viele Angestellte die wahrnehmbare Sonderstellung in Industrie und Verwaltung. Dies mobilisierte die den Kern des ‚neuen Mittelstands‘ – bereits seit den 1880er Jahren gab es eine Gründungswelle.<sup>395</sup> „Sie verlangten sozialpolitische Privilegierung, als sich die ökonomische Basis ihrer bisherigen Sonderstellung auflöste bzw. für viele von ihnen bereits aufgelöst hatte.“<sup>396</sup> Zunächst sollen die verschiedenen Gruppen der Angestellten und des ‚neuen Mittelstandes‘

---

<sup>392</sup> Vgl. Fischer 2011, S. 235

<sup>393</sup> Vgl. Schulz 2000, S. 24

<sup>394</sup> Vgl. Kocka 1969, S. 522

<sup>395</sup> Vgl. Schulz 2000, S. 25

<sup>396</sup> Kocka 1969, S. 522

separat betrachtet werden, da es in den Zielsetzungen und der ideologischen Ausrichtung zum Teil erhebliche Unterschiede gab.

Das Einsetzen dieser Tendenzen datiert auch Hartfiel bereits auf die Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich das patriarchalische Verhältnis zwischen Prinzipalen und Handlungsgehilfen zu lösen begann.<sup>397</sup> Darüber hinaus förderten vor allem schlechte Arbeitsmarktbedingungen – es gab mehr Handlungsgehilfen als verfügbare Stellen – die Gründung des ‚Vereins der Handlungs-Commis von 1858‘. 70 Hamburger Handlungsgehilfen gründeten diesen Verein um Vermittlungsgebühren zu entsprechenden Stellen zu sparen und sich selbst über den Arbeitsmarkt zu informieren.<sup>398</sup> Später nannte sich die Vereinigung ‚58er Verein‘. Daraufhin wurde das Aufgabenspektrum um die Versicherung und Unterstützung der Mitglieder erweitert.<sup>399</sup> Außerdem konzentrierte sich der Verein darauf, vor allem höher qualifizierte Handlungsgehilfen zu unterstützen. Entsprechende Bildungsansprüche wurden den potenziellen Mitgliedern entgegen gebracht. Mit der gleichzeitig aufkommenden sozialdemokratischen Bewegung der Arbeiterschaft konnten sich die Handlungsgehilfen jedoch nicht identifizieren. Ihnen fehlte das Bewusstsein um sich mit dem vom Arbeitgeber abhängigen Arbeitermilieu zu solidarisieren. Hier spielte vor allem die Überzeugung eine Rolle, dass die Position des Handlungsgehilfen nur eine Durchgangsstation zur späteren Selbstständigkeit sei. In den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts gründeten sich dann viele kleine Verbände die viele unterschiedliche Interessen vertraten. „Diese Ansätze der Verbandsbildung waren örtlich begrenzt und nach dem Ideal einer strengen Berufsorganisation ausgerichtet. Charakteristische Aufgabe dieser Organisation war die Verfolgung von Sonderinteressen spezieller Gruppen. Ihnen waren die Interessen des speziellen Berufs, einerseits infolge der reichen Gliederung der Angestelltenberufe, andererseits infolge der großen Differenzierung innerhalb der heterogenen Schichten der Angestellten, wichtiger als Aktionen, die die Gesamtheit der Privatangestellten hätten umfassen können.“<sup>400</sup> Dementsprechend kann für den Beginn des Kaiserreichs noch keine einheitliche Organisation der Angestellten nachgewiesen werden. Infolgedessen kann auch noch nicht von einer festigenden Wirkung, von gemeinsamen Wertevorstellungen und Überzeugungen ausgegangen werden. Gemeinsame Organisationsformen fehlten, weil

---

<sup>397</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 119

<sup>398</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S.36

<sup>399</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 119

<sup>400</sup> Hartfiel 1961, S. 121

das Bewusstsein über gemeinsame Berufsschicksale fehlte. Dennoch gelangte man im Verlauf der 1870er Jahre zu der Erkenntnis, dass zum Erreichen der wirtschaftspolitischen und sozialen Ziele eine das gesamte Reich umfassende Vereinigung nötig sei. In der Überzeugung, dass Handlungsgehilfen nur durch eine breite, umfassende Organisation ihre Arbeitsbedingungen verbessern können, wurde am 29. Juli 1881 der ‚Verband Deutscher Handlungsgehilfen‘ gegründet.<sup>401</sup> Charakteristisch war für diese, wie für alle übrigen Vereinigungen, eine gewisse Interessenidentität mit den Prinzipalen.<sup>402</sup> Das hieß, es sollte nicht gegen den Unternehmer gearbeitet werden, sondern im Einklang mit den Unternehmenszielen an Verbesserungen gearbeitet werden. Diese Einstellung erschwerte gewerkschaftliches Denken sehr – so wurden beispielsweise keine Gehaltsforderungen gestellt, da der Prinzipal über die Höhe des Lohns bestimmte. Frauen wurden hingegen als größerer Gegner wahrgenommen. Durch das bedrohliche Vordringen in die ehemals exklusiven Arbeitsbereiche der männlichen Angestellten, war die gemeinsame organisatorische Arbeit in den verschiedenen Verbänden keine Option.

Der dritte zahlenmäßig bedeutende Verein der Handlungsgehilfen war der ‚Deutschnationale Handlungsgehilfenverband‘, welcher 1883 gegründet wurde. Seine Ziele und das Vorgehen waren deutlich aggressiver als die Maßnahmen des ‚58er Vereins‘ oder des ‚Vereins deutscher Handlungsgehilfen‘ in Leipzig: „Gegen die sozialistische Verführung wollte der DHV das Bollwerk ‚einer auf nationalem Boden stehenden starken Gehilfenorganisation setzen‘, um in gleichermaßen scharfer Abgrenzung von den Prinzipalen wie von den Arbeitern eine energische Standespolitik zu betreiben.“<sup>403</sup> In dieser Organisation spiegelte sich also der deutliche Abgrenzungswille gegen die Arbeiterschaft wider. Neu war darüber hinaus die Abspaltung von den Interessen der Prinzipale. Hierbei lässt sich eine unterstützende Wirkung des mittelständischen Selbstverständnisses erkennen, mit dem sich sicherlich viele Angestellte identifizieren konnten. Allerdings entstanden mit der Ausrichtung gegen die Unternehmensführung auch faschistische Tendenzen innerhalb des Verbandes. Da viele Betriebe von jüdischen Unternehmern geführt wurden, richteten sich die Angriffe gegen ‚jüdisches Großkapital‘, jüdische Handlungsgehilfen waren von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. „Ende der 80er und zu Beginn der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts setzte eine starke antisemitische Strömung, die sog. Berliner

---

<sup>401</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 122 und Fehrmann/ Metzner 1981, S. 36

<sup>402</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 36

<sup>403</sup> Fehrmann/ Metzner 1981, S. 38

Bewegung, ein.“<sup>404</sup> Außerdem war der ‚deutschnationale Handlungsgehilfenverband‘ ein starker Gegner der Frauenarbeit. Zusätzlich wurde eine Umsatzsteuer für die Vielzahl von entstehenden Warenhäusern gefordert.<sup>405</sup> Gleichzeitig wurden in diesem Verband auch Bildungsansprüche hervorgebracht. So wurde auf der Generalversammlung 1895 der Vorschlag unterbreitet, die Bürgerschaft zu bitten, in Hamburg kaufmännische Fortbildungsschulen zu errichten. Unter dem Druck der Prinzipale wurden jedoch zahlreiche Forderungen abgelehnt.<sup>406</sup> 1905 zählte der Verband circa 76 000 Mitglieder. Er konstituierte sich vor allem aus Kontoristen und Verkäufern der kleinen und mittleren Handelsbetriebe. Fast 90 Prozent der Mitglieder hatten eine dreijährige Lehre abgeschlossen. Es zeigt sich, dass das Bildungsniveau der Mitglieder eher im unteren bis mittleren Bereich des ‚neuen Mittelstandes‘ zu verzeichnen ist.

Es ist hierbei zu hinterfragen, welchen Einfluss die nationalistisch-antisemitische Ausrichtung des ‚deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes‘ auf die Gesamtheit des ‚neuen Mittelstandes‘ hatte. Obgleich der im Vergleich zu anderen Verbänden recht großen Mitgliederzahl, ist der Anteil an der gesamten Angestelltenschaft trotzdem nur sehr gering. Die Zahlen im ersten Abschnitt des Kapitels schwanken zwischen 1,5 und drei Millionen. Wird von einer durchschnittlichen Gesamtzahl von zwei Millionen Angestellten 1907 ausgegangen, beträgt der Anteil von Mitgliedern des ‚deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes‘ lediglich vier Prozent. Insgesamt waren 1907 33 Prozent der männlichen und 14 Prozent der weiblichen Angestellten in Standesverbänden und Gewerkschaften organisiert.<sup>407</sup> Die ideologische Manipulation der Angestellten durch den ‚deutschnationalen Handlungsgehilfenverband‘ kann somit vorerst als eher gering angesehen werden. Es gilt folglich weitere Organisationsformen auf ähnliche Ausprägungen zu untersuchen. Im Bereich der Interessenvertretung der Handlungsgehilfen ist somit der ‚Zentralverband der Handlungsgehilfen und Handlungsgehilfinnen Deutschlands‘ (ZdH) von 1897 zu nennen. Dieser kooperierte mit den Arbeitergewerkschaften der Linken.<sup>408</sup> Eine Besonderheit dieses Verbandes bestand in der Aufnahme von Frauen und stand in der ideologischen Ausrichtung deutlich konträr zum ‚deutschnationalen Handlungsgehilfenverband‘. Folglich gab es

---

<sup>404</sup> Schuon 1914, S. 4

<sup>405</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 38

<sup>406</sup> Vgl. Schuon 1914, S. 7

<sup>407</sup> Vgl. Schulz 2000, S. 26

<sup>408</sup> Vgl. Schulz 2000, S. 25

innerhalb der Handlungsgehilfenverbände *keine* einheitlich national-antisemitische Ausrichtung.

Neben den kaufmännischen Angestellten, strebten auch die angestellten Techniker, Betriebsbeamten und Werkmeisten einen organisatorischen Zusammenschluss an. Die Ziele dieser Vereinigungen bestanden, im Gegensatz zu jenen der Handlungsgehilfen, in der Förderung der Fachbildung sowie der Pflege des Standesbewusstseins.<sup>409</sup> Diese Tendenz entstand aus der Angst, dass das Ansehen dieses Berufszweiges mit den technischen Entwicklungen nicht mithalten konnte. Zentrales Ziel war es somit, das Ansehen in der Öffentlichkeit zu steigern. Die Erlangung eines gemeinsamen Interessenbewusstseins fiel jedoch schwer. Dieser Umstand ist vor allem auf die Verschiedenartigkeit der Tätigkeit, Unterschiede in der fachlichen Bildung sowie die differierenden Stellungen innerhalb der betrieblichen Hierarchie zurück zu führen.<sup>410</sup>

Der Trend dieser heterogenen Interessenvertretungen hielt für die gesamte Zeit des Kaiserreichs an. „Aber noch war unter den ‚angestellten‘ Technikern, Ingenieuren und Werksmeistern das Bewußtsein von der alle umspannenden *Arbeitnehmerstellung* zu schwach ausgebildet, noch konnte sich unter ihnen keine einheitliche Organisation zum Zwecke *eigener* Einflußnahme auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen entwickeln.“<sup>411</sup> Das Zitat verdeutlicht, dass es keine gemeinsame Interessenvertretung innerhalb eines großen Verbandes oder einer Gewerkschaft gab. So wurde 1885 beispielsweise der ‚Deutsche-Techniker-Verein‘ (DTV) gegründet, der sich vor allem mit sozialpolitischen Fragen wie den Gegensätzen zwischen unselbstständigen Technikern und Unternehmern befasste.<sup>412</sup> Der 1884 gegründete ‚Werkmeisterverband‘ baute hingegen Unterstützungskassen auf und sandte Petitionen an den Reichstag. Die Mitglieder des DTV und des ‚Werkmeisterverbandes‘ kamen meist aus kleinen und mittleren Betrieben. 1904 wurde die erste Technikergewerkschaft aus Angestellten von AEG und Siemens gegründet. Der in Berlin gegründete ‚Bund der Technisch-Industriellen Beamten‘ (Butib) bildete die größte und wichtigste Organisationsform der technischen Angestellten. Grund der Organisation war eine schwindende Vertrauensstellung zu den Unternehmern – statt Sicherheit und beruflicher Unabhängigkeit, herrschte Unsicherheit bei einigen angestellten Technikern vor.<sup>413</sup>

---

<sup>409</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 123

<sup>410</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 124

<sup>411</sup> Hartfiel 1961, S. 124

<sup>412</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 41

<sup>413</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 41



Dementsprechend versucht der ‚Bund der Technisch-Industriellen Beamten‘ sich von seinen Arbeitgebern zu entfremden. Die Organisation dieses Bundes wurde daraufhin von vielen Unternehmern als bedrohlich angesehen. Diese Angst wurde durch die zahlreichen Solidaritätsbekundungen aus dem gesamten Reichsgebiet unterstützt. Zudem gab es erste Streiks: „1911 organisierte Butib mehrere Technikerstreiks, etwa gegen unbezahlte Überstunden oder für Verbesserungen des Dienstvertrags, wovon der durch den DTV unterstützte Aufstand von 224 Eisenkonstruktoren der Berliner Metallindustrie der bedeutendste war.“<sup>414</sup>

Trotz der vielen unterschiedlichen Verbände und Aktionsformen gab es zwischen allen Vereinigungen der Techniker Ähnlichkeiten. Somit ist davon auszugehen, dass die Ziele aller Organisationsformen im Kaiserreich ähnlich waren: die Pflege des Standesbewusstseins, des Bildungswesens und die allgemeine Unterstützung durch Arbeitsplatzsuche. Somit entstanden trotz der zahlreichen Spezialisierungen und sozialen Unterschiede gemeinsame Identitätselemente.

Eine wichtige Position bei der öffentlichen Interessenvertretung nahmen auch die Frauenverbände, welche ab dem Ende der 1880er Jahre gegründet wurden, ein.<sup>415</sup> Dieser Entwicklung geht die Einführung der Schreibmaschine in den Großraumbüros voraus. Viele Frauen spezialisierten sich auf den Umgang mit der Schreibmaschine und traten als Maschinenschreiberinnen oder Stenotypistinnen in Konkurrenz zu den männlichen kaufmännischen Angestellten. Wobei festzuhalten ist, dass Frauen zu keinem Zeitpunkt ausschließlich als Maschinenschreiberinnen tätig waren: „Ihr Tätigkeitsbereich war stets breiter. Sie wurden für alle Arten der Hilfs- und Routinearbeiten eingesetzt, und gelegentlich gelang ihnen auch der Aufstieg in Positionen, in denen qualifizierte Arbeit gefordert wurde.“<sup>416</sup> Sie waren aber, dies zeigten auch die Einkommensübersichten im zweiten Abschnitt des Kapitels, vor allem billige Arbeitskräfte. Dies wurde durch die zunehmende Abwertung der Tätigkeitsbereiche im Büro zusätzlich gefördert. Die allgemeine Auffassung der Gesellschaft kann durch ein Zitat von Schuons Analyse zum Handlungsgehilfenverband von 1914, in der er sich auch mit der Erwerbstätigkeit von Frauen auseinandersetzt, hervorragend abgebildet werden. Er schreibt:

---

<sup>414</sup> Fehrmann/ Metzner 1981, S, 42 f.

<sup>415</sup> Vgl. König 1991, S. 46

<sup>416</sup> König 1991, S. 41

*„Überall da, wo die gelernte Männerarbeit zu wertvoll und kostspielig geworden war, wurde die ungelernete billige Frauenkraft herangezogen, deren Tätigkeit für sie nur einen vorübergehenden Broterwerb, nicht aber einen Beruf darstellt.“<sup>417</sup>*

Folglich war ein zentrales Ziel der entstehenden Frauenverbände, gegen diese Abwertung vorzugehen. Beispielsweise forderten die Frauenverbände, die Tätigkeit von Stenotypistinnen als hochspezialisiert und leistungsbetont anzuerkennen, die zudem, körperlich wie psychisch, große Anforderungen mit sich brachte. Aufgrund der überlegenen Gestaltungsmacht der Arbeitgeber waren die Möglichkeiten der Frauen jedoch begrenzt.<sup>418</sup> Insgesamt waren Frauen in ihren Aktionen also eher zurückhaltend. Organisiert waren sie beispielsweise in dem ‚Kaufmännischen und gewerblichen Hilfsverein für weibliche Angestellte‘, welcher 1889 in Berlin gegründet wurde.<sup>419</sup> In der Bezeichnung ‚Hilfsverein‘ wird die eher passive Gestaltungsabsicht der Frauen ausgedrückt. Dies lag zum Teil auch an den fehlenden Vorbildern für die eigene Tätigkeit – „man befand sich auf Neuland und suchte tastend nach eigenen Wegen der Interessenvertretung“<sup>420</sup>. Unterstützung erhielten die Frauen vor allem von Damen des Bildungsbürgertums und liberal denkenden, zumeist jüdischen, Kaufleuten, die dann in der Vereinsleitung vertreten waren. Denn nach preußischem Vereinsrecht, das bis 1908 bestand hatte, war es Frauen untersagt, politische Vereine zu gründen oder Versammlungen einzuberufen.<sup>421</sup> Ein weiterer Grund für den auf Selbsthilfe und Passivität ausgerichteten Vereinscharakter. Trotzdem lag das Ziel der Frauenverbände darin, zu zeigen, dass Frauen vollwertige Erwerbsarbeit leisten konnten und fähig waren, ihre Interessen selbstständig zu vertreten. Vor allem die den Männern ebenbürtige Berufsarbeit als ‚Lebensberuf‘, und nicht als ‚Broterwerb‘ wie beispielsweise das Zitat von Schuon betont, stand dabei im Vordergrund. So lautet die Erläuterung des Verbandsblattes 1903 wie folgt:

*„Nicht für einen geringen Lohn Geringes leisten, nicht einem unfreundliche Chef halb dienen, sondern stets und überall unter allen Umständen als ganzer Mensch ganze Arbeit tun, dafür aber als standesbewußte Handlungsgehilfin, als*

---

<sup>417</sup> Vgl. Schuon 1914, S. 72

<sup>418</sup> Vgl. König 1991, S. 47

<sup>419</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 125

<sup>420</sup> König 1991, S. 48

<sup>421</sup> Vgl. König 1991, S. 48

*selbstbewußte Frau sich einen Platz suchen, wo volle Arbeit einen vollen Lohn findet.*<sup>422</sup>

An diesem Ziel richtete sich folglich auch die Arbeit der weiblichen Angestellten innerhalb der Verbände aus. Die Vereine boten Stellenvermittlung an, Rechtsberatung und materielle Unterstützung an. Auch Hilfe in akuten finanziellen Notfällen war Bestandteil dieses Selbsthilfeverbandes.<sup>423</sup> Besonders attraktiv für die Frauen waren auch die geselligen Veranstaltungen. Zudem wollten die Mitglieder des Vereins sich klar von den ‚Proletarierinnen‘ abgrenzen.<sup>424</sup> Somit unterlag der Verein einer eher bürgerlichen Orientierung. Der Abgrenzungswillen zu den unteren sozialen Milieus ist also zum Teil auch bei den Frauenorganisationen zu vermerken. Einen wirklich ‚Aufschwung‘, im Sinne einer zunehmenden Politisierung und Mitgliederwachstums erlebten die Organisationsgefüge erst ab 1917. 1919 fusionierten beispielsweise zwei Vereine zum ‚Verband weiblicher Angestellter‘ – dieser übernahm mit der Tariffähigkeit auch gewerkschaftliche Funktionen.

Folglich kann festgestellt werden, dass gewerkschaftliche Organisationsformen für den Kern des ‚neuen Mittelstands‘, die Angestellten, eine hohe Bedeutung zu kam. Ähnlich bedeutend war dann auch die Verabschiedung des Angestelltenversicherungsgesetzes, das als erster Ansatz einer Mittelstandspolitik gewertet werden kann.<sup>425</sup> Die in diesem Abschnitt dargestellte Verbandsarbeit konzentrierte sich nach der Jahrhundertwende vermehrt um eine staatsbeamtenähnliche Pensionsversicherung. Denn wie die bisherigen Ausführungen zeigen, waren Angestellte vor allem daran interessiert, ihren Sonderstatus zum Ausdruck zu bringen und so gegenüber der Arbeiterschaft zu festigen. Bisher erfassten die Sozialversicherungen, wie die Krankenversicherung von 1883 und die Unfallversicherung von 1884, hauptsächlich die Arbeiterschaft – Angestellte waren nur am Rande integriert.<sup>426</sup> Der Leitgedanke dieser Politik war, dass Angestellte besser verdienen und ihre Vorsorge selbst übernehmen konnten. Während der Auseinandersetzung der verschiedenen Verbände um den Charakter des Versicherungsgesetzes gab es zwei Richtungen: Die Hauptrichtung, hauptsächlich von kaufmännischen Verbänden getragen, forderte eine Sondersversicherung. Die

---

<sup>422</sup> Nach König 1991, S. 49

<sup>423</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 125

<sup>424</sup> Vgl. König 1991, S. 49

<sup>425</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 45

<sup>426</sup> Schulz 2000, S. 27

Nebenrichtung, die durch Technikerverbände geprägt war, verfolgte den Ausbau der bestehenden Versicherungen der Arbeiter.<sup>427</sup> Zur Erarbeitung des Gesetzes kooperierten bürgerliche Parteien mit den Arbeitgebern der Angestellten, die zuerst gegen ein solches Gesetz waren, um eine Solidarisierung mit den Arbeitern zu vermeiden. Somit bildeten die Angestellten gleichzeitig eine wichtige Wählergruppe für diese Parteien. Dieses Bemühen stärkte sicherlich die Hoffnung auf einen bürgerlichen Status innerhalb der Angestelltenschaft und verlieh der bürgerlichen Orientierung einigen Nachdruck.

Nach einer zehnjährigen Debatte wurde das ‚Versicherungsgesetz für Angestellte‘ (AVG) am 4. Dezember 1911 verabschiedet. Bis zu einem Jahresverdienst von 5000 Mark und nach Vollendung des 16. Lebensjahres waren alle Angestellten versicherungspflichtig. Der monatliche Beitrag wurde mit sieben Prozent des Monatsgehaltes bemessen.<sup>428</sup> Da die Versicherung teurer war als die Rentenversicherung der Arbeiter, gab es für den Versicherungsnehmer bessere Leistungen. Nach 120 Beitragsmonaten erhielten Männer<sup>429</sup> ein Ruhegeld bei Berufsunfähigkeit oder nach Erreichen des 65. Lebensjahres. Die Altersgrenze der Arbeiterschaft lag dagegen bis 1916 bei 70 Jahren. Darüber hinaus gab es noch weitere Unterschiede. Die Angestelltenrente wurde bei Berufsunfähigkeit, die Arbeiterrente nur bei Erwerbsunfähigkeit gezahlt. Außerdem erhielten Angestelltenwitwen eine ‚unbedingte Rente‘ ohne Einschränkungen, während Arbeiterwitwen bis 1911 keine erhielten, danach eine bedingte Rente. Diese Regelung wurde erst 1957 angepasst.<sup>430</sup> Die Konsequenzen des AVG waren folglich eine sozialpolitische Sonderung sowie eine materielle Besserstellung gegenüber der Arbeiterschaft. Eine Privilegierung lag aufgrund höherer Beiträge, fehlenden staatlichen Zuschüssen und längeren Anwartschaften jedoch vordergründig nicht vor. Viel größer war wahrscheinlich die psychologische Wirkung auf die Identität der Angestellten, welche sich nun qua Gesetz von den Arbeitern unterschieden wusste. Dies kam dem statusorientierten Selbstbewusstsein folglich sehr entgegen. Schließlich wurde durch das AVG und die langjährige Diskussion zur Durchsetzung des Gesetzes ein berufsübergreifendes Zusammengehörigkeitsgefühl zu entwickeln. Eine Leistung, welche die verschiedenen Berufsverbände und Interessenvertretungen nicht

---

<sup>427</sup> Vgl. Schulz 2000, S. 28

<sup>428</sup> Vgl. Schulz 2000, S. 28

<sup>429</sup> Frauen erhielten diesen Anspruch schon nach 60 Beitragsmonaten.

<sup>430</sup> Vgl. Schulz 2000, S. 28 und Fehrmann/ Metzner 1981, S. 49

vollbringen konnte. Das mittelständische Selbstbewusstsein der Angestellten wurde hierdurch deutlich gestärkt. „Mit dem AVG festigten die Angestellten ihren gesellschaftspolitischen Anspruch als antisozialistisches Bollwerk und ‚neuer Mittelstand‘.“<sup>431</sup>

Weitere Organisationsformen des ‚neuen Mittelstandes‘ waren an die verschiedenen Berufsrichtungen gebunden und unterlagen oftmals Sonderbestimmungen. Bei der Beamtenschaft war die Wahrnehmung ihrer beruflichen Interessen beispielsweise durch ihr besonderes Arbeitsrecht untersagt.<sup>432</sup> Trotzdem entwickelten sich, gerade nachdem 1899 das Verbot der Bildung überlokaler Vereinigungen gefallen war, Interessenvertretungen. Beamtenorganisationen wurden allerdings erst nach dem Ersten Weltkrieg als Verhandlungspartner von der Regierung anerkannt. Davor waren Massenpetitionen ein adäquates Mittel zum Hervorbringen eigener Interessen. „Die berufsständische Organisationen der Beamten sind als organisatorische Basis solcher Massenpetitionen entstanden und beschränken sich bis zum Ende des Ersten Weltkrieg fast ausschließlich auf die Subaltern- und Unterbeamten, die auf diese Weise ihre materielle Lage verbessern wollten und konnten.“<sup>433</sup> Hierbei wird deutlich, dass die Beamten, die den unteren Einkommensniveaus angehörten, ihre finanzielle Lage verbessern wollten. Somit differieren die Ziele etwas von denen, der Angestelltenschaft – ein Resultat der besonderen arbeitsrechtlichen Stellung ließ Unsicherheit nicht aufkommen. Wie zu Beginn des Abschnitts beschrieben, hatte das Vereinswesen innerhalb des neuen Mittelstands einen hohen Stellenwert. Auch für die Bildung von Beamtenorganisationen war das lokale Vereinswesen zur Beförderung der Geselligkeit eine wichtige Voraussetzung.<sup>434</sup> In diesen Vereinen gab es durch Urlaubsheime, Konsumvereine und Unterstützungskassen wirtschaftliche Hilfe zur Selbsthilfe. Als erstes organisierten sich im Bereich der mittleren Beamten die Volksschullehrer – schon 1819 wurden einige Vereine gegründet, welche jedoch schnell wieder verboten wurden. 1971 wurde dann wieder ein ‚Deutscher Lehrerverein‘ gegründet. Des Weiteren organisierten sich viele Subalternbeamte, beispielsweise bei Post und Bahn. „Der 1891 gegründete ‚Deutscher Eisenbahnbeamtenverein‘ wie der 1890 gegründete ‚Verband mittlerer Reichspost- und Telegraphenbeamten‘ setzten sich die Vertretung der Interessen ihrer Mitglieder zum Ziel. Worauf die Regierung mit scharfen

---

<sup>431</sup> Schulz 2000, S. 30

<sup>432</sup> Vgl. Wunder 1986, S. 98

<sup>433</sup> Wunder 1986, S. 98

<sup>434</sup> Vgl. Wunder 1986, S. 99

Sanktionen, wie Entlassung schon bei Bezug der Verbandszeitung, reagierte.“ Eine gemeinsame Verbandsarbeit mit der Regierung, wie etwa bei der paritätischen Organisation der Handlungsgehilfen, war hier nicht möglich. Vielmehr nahmen Staatssekretäre direkten Einfluss auf die Arbeit der Vereine – Satzungen mussten geändert werden, Leitsätze durfte es nicht geben.<sup>435</sup> Erst im Verlauf des Ersten Weltkriegs, als sich die wirtschaftliche Lage verschlechterte und Gewerkschaften in die Kriegswirtschaft einbezogen wurden, wurde eine neue Gründung gewagt. Folglich wurde 1916 die ‚Interessengemeinschaft deutscher Beamtenverbände‘ gegründet. Zwei Jahre später folgte dann der ‚Deutsche Beamtenbund‘ als Dachorganisation der Fachverbände, der sich das Ziel eines einheitlichen Beamtenrechts und Besoldungswesens sowie einheitlicher Beförderungsbedingungen gesetzt hatte. Durch den Einzug vieler Beamte in die Parteien, entfernte sich die Organisation der Beamten von ‚Kampfmaßnahmen‘ und betrieb mit Erfolg überwiegend Lobbyarbeit.<sup>436</sup>

Insgesamt konnte innerhalb dieses Abschnitts die öffentliche Organisation durch Freizeitverhalten und gewerkschaftsähnliche Betätigung dargestellt werden. Die Freizeit des ‚neuen Mittelstands‘ war geprägt durch die Übernahme von Traditionen aus dem ‚alten Mittelstand‘, sowie der Anlehnung häuslicher Freizeitkultur an bürgerliche Bedingungen. „Dabei spielen äußere Merkmale wie Kleidung und Umgebung, aber auch Verhaltensmuster eine identitätsstiftende Rolle.“<sup>437</sup> Beim öffentlichen Auftritt zählte für den neuen Mittelstand somit sehr stark das äußere Erscheinungsbild.

Zusätzlich war das Vereinswesen wichtig, aus dem im Verlauf der wilhelminischen Zeit zahlreiche Verbände entstanden, die unterschiedliche berufliche Interessen des ‚neuen Mittelstands‘ festigten. Somit kann von einer gemeinsamen Freizeitkultur auf eine im Ganzen gleichgesinnte berufspolitische Arbeit geschlossen werden. Einerseits waren die Ziele der unterschiedlichen Interessenvertretungen durch die Orientierung an die beruflichen Arbeitsbedingungen und Stellungen äußerst heterogen. Trotzdem kann in der Gesamtheit ein Trend zum Erhalt eines mittelständischen Status und zur Verbesserung der beruflichen Situation beobachtet werden – wie die Verabschiedung des AVG 1911 oder die dienstrechtlichen Besonderheiten der Beamten zeigten. Folglich kann die Organisation in der Öffentlichkeit *zur Festigung* einer mittelständischen Identität beitragen – ohne jedoch neue identitätsstiftende Moment

---

<sup>435</sup> Vgl. Wunder 1986, S. 100

<sup>436</sup> Vgl. Wunder 1986, S. 101 f.

<sup>437</sup> Szczepanek 1995, S.405

herbeizuführen. Eine genaue Analyse soll jedoch im anschließenden Gesamtfazit erfolgen.

## **8. Fazit – Die soziale und kollektive Identität des ‚neuen Mittelstands‘ unter reflektierter Betrachtung der familialen und beruflichen Sozialisation**

Innerhalb der Arbeit wurde oft die Orientierung des ‚neuen Mittelstands‘ an bürgerlichen Idealen beschrieben. Im Mittelpunkt der Analyse stand allerdings die Frage nach einem typisch mittelständischen ‚Selbstverständnis‘, also einer bewussten individuellen wie kollektiven Identität. Dazu wurde in den vorangestellten Kapiteln die komplexe berufsbezogene und familiale Sozialisation ausführlich beschrieben. Nun soll der Versuch erfolgen, die Identität des untersuchten Milieus zu beschreiben. Mit Bezug auf die klassische Moderne und der damit verbundenen These der Kontinuität historischer Prozesse, auch über die Weimarer Republik hinaus, muss in diesem Zusammenhang betont werden, dass die Identitätsbildung des ‚neuen Mittelstands‘ im Verlauf des Kaiserreichs begann und sich über diesen Zeitabschnitt hinaus weiterentwickelte. Dies ist der Annahme geschuldet, dass Prozesse der Identitätsentwicklung das Spektrum von Vergangenheit bis Zukunft umfassen und äußerst flexibel sind. Für den der Analyse zu Grunde liegenden Zeitabschnitt können demzufolge ‚nur‘ Tendenzen aufgezeigt werden.

Dazu sollen noch einmal die *allgemeinen* Konstitutions- und Wesensmerkmale des ‚neuen Mittelstands‘ kurz aufgeführt werden. Wie die Darstellung zeigt, ist die Entstehung des ‚neuen Mittelstands‘ ein rein *urbanes*, durch die technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen der Moderne geprägtes, Phänomen. Kern des Milieus waren die Angestellten mit ihren unterschiedlichen berufsbezogenen Spezialisierungen, aber auch kleine- und mittlere Beamte, Verkäufer oder aus der Arbeiterschaft und dem Handwerk hervorgegangene Werksmeister. Akademische Angestellte wurden wiederum, aufgrund ihres Bildungsabschlusses, zum Bildungsbürgertum gezählt. Folglich ist ein weiteres Merkmal des ‚neuen Mittelstands‘ die Heterogenität der Milieuzugehörigen. Die Unterschiedlichkeit bezieht sich beispielsweise auf die berufliche Position und hierarchische Stellung im Betrieb, sowie dem daran gekoppelten Einkommen, dem Herkunftsmilieu, dem Bildungsniveau und den Wohnbedingungen. Dieses enorme Spektrum erschwert zusätzlich die klare Trennung von anderen, angrenzenden sozialen Milieus. Beispielsweise kann die Variable ‚Jahreseinkommen‘ durch die zunehmende Lohnangleichung innerhalb des Arbeiter- und Angestelltenmilieus kein Indikator mehr für Unterscheidungen sein. Auch die Kategorisierung von Bildungsabschlüssen kann nicht mehr als Identifizierungsmerkmal von Milieus herangezogen werden. Selbstverständlich bleibt



das humanistische Gymnasium vor allem im Bildungsbürgertum etabliert und der Studienabschluss kennzeichnet die Zugehörigkeit. Allerdings war bei den Realanstalten und Volksschulen das Klientel deutlich heterogener. Folglich bleibt bei der Beschreibung eines ‚neuen Mittelstands‘ die Frage nach Gemeinsamkeiten – oder zumindest nach tendenziell Gemeinsamen. Dazu liefern, wie unter Berufung auf Nipperdey argumentiert wurde, die alleinige Betrachtung ökonomischer und quantitativer Faktoren keine Informationen. Sie können Identität nicht beschreiben. Der Begriff ‚Klasse‘ kann Mentalitäten nicht zusammenführen. Es gilt die Erkenntnisse der Analyse zu wirksamen, das Milieu prägenden, Sozialisationsprozesse zu reflektieren um Identität zu beschreiben. Es soll mit der beruflichen Sozialisation begonnen werden.

Grundsätzlich ist die berufliche Sozialisation von den Rahmbedingungen der Arbeit geprägt. Kennzeichnend für die Angestellten war die in der Literatur postulierte Trennung zwischen ‚manueller und geistiger‘ Arbeit. Für den ‚neuen Mittelstand‘ galt des Weiteren die nahe Stellung zum Prinzipal als besonderes Merkmal. Doch liegt daran ein Teil der sozialen und kollektiven Identität des ‚neuen Mittelstands‘? Konträr dazu wurde beispielsweise beschrieben, wie anstrengend die Büroarbeit im Stehen war, wie schwerfällig sich die Schreibmaschine durch ihren anfangs gewöhnungsbedürftigen Umgang etablierte und wie sehr Großraumbüros nach der Jahrhundertwende den überfüllten Hallen der Fabriken ähnelten. Verkäufer hatten mit überwiegend geistiger Arbeit – verglichen mit dem beschriebenen stundenlangen Stehen – nicht unbedingt die größte Identifizierungsgrundlage. Auch Hartfiel erkannte, dass sich die Unterscheidung von überwiegend geistiger und manueller Arbeit, spätestens nach der Jahrhundertwende, nicht mehr adäquat war.<sup>438</sup>

Demzufolge konnte nicht mehr allein die Verrichtung überwiegend geistiger Arbeit Teil des Selbstbewusstseins sein. Die auf den Beruf bezogene soziale Identität bestand vordergründig in der Aufrechterhaltung des Bewusstseins ‚Nicht-Arbeiter‘ zu sein. Für alle zugehörigen Berufsgruppen gilt, dass sie nicht direkt am Produktionsprozess beteiligt waren. Der ‚neue Mittelstand‘ war sich der Stellung als besonderer Arbeitnehmer mit speziellen Vorteilen, wie dem monatlichen Gehalt, dass mit zunehmenden Alter stieg, oder gesonderten Absicherungen bewusst. Gemeinsam war also das Bewusstsein, eine besondere, sich vom Proletariat unterscheidende, Berufsposition inne zu haben. Ausdruck fand diese Stellung in einer daran

---

<sup>438</sup> Vgl. Hartfiel 1961, S. 92

angepassten, bürgerlich orientierten, Kleiderordnung – auch wenn Merkmale wie das Realeinkommen bei den kleinen Angestellten und Beamten nicht zwangsläufig Unterschiede bedeuteten. Des Weiteren ist davon auszugehen, dass der Arbeitsethos und Berufsstolz innerhalb dieses Milieus stark idealisiert wurde. Dies ist beispielsweise durch die besondere arbeitsrechtliche Stellung der Beamten zu begründen. Nicht umsonst hießen die Angestellten lange Zeit ‚Privatbeamte‘. Der Gedanke als Autoritätsträger zwischen Arbeiter und Arbeitgeber tätig zu sein, betraf Angestellte und mittlere Beamenschaft gleichermaßen. Wie die selbstverständliche Sonntagsarbeit zeigt, entwickelten auch die Angestellten ein besonderes Dienstverständnis und Verantwortungsbewusstsein. Natürlich war die Ausprägung dieses Berufsethos im Detail unterschiedlich: Techniker, die vermutlich meist aus Arbeit- und Handwerkermilieus aufstiegen, waren durch das besondere Bewusstsein der Handwerkerschaft geprägt, welches im Kapitel 4 beschrieben wurde – der Umgang mit Maschinen, Fingerfertigkeit, besondere Fähigkeiten und technischen Verständnis trugen zur selbstbewussten Abhebung gegenüber der Arbeiterschaft bei. Dazu ist auch der hohe berufliche Bildungsgrad – gerade durch das Fachschulwesen – zu nennen. Verkäufer wiederum identifizierten sich durch das Aufkommen der ersten Warenhäuser ganz besonders mit der Moderne und hatten stets eine enge Bindung zum Prinzipal. Für sie lag die Besonderheit der eigenen Identität im Umgang mit und der Anpassung an konsumorientierten Milieus, wie dem wohlhabenden Wirtschaftsbürgertum.

Diese Arbeitsumstände bilden den Rahmen für die Mentalität des ‚neuen Mittelstands‘. Es zählten Werte wie Fleiß, Leistung, Disziplin und Sparsamkeit. Im Selbstbewusstsein war verankert, dass die genannten Tugenden auf einem deutlich höheren Niveau – im Dienste der Obrigkeit – als bei der Arbeiterschaft angesiedelt waren. Die bedeutsame Qualifikation *im Beruf* führte nochmals eine Steigerung dieses Selbstverständnisses hervor. Die soziale Identität, die durch die berufliche Sozialisation geprägt wurde, war somit neu und konnte als ‚mittelständisch‘ bezeichnet werden. Ergänzend gilt, dass im Eintausch für Leistung und Disziplin eine gewisse Existenzsicherheit erwartet und größtenteils auch gewährleistet wurde. Sie waren innerhalb der Unternehmen in einer zum Teil neuen, aber vor allem besonderen Position. Dieses Selbstbewusstsein prägte die eigene Identität – natürlich des Öfteren deutlich idealisiert und verschönt. Dies findet in der Tendenz Ausdruck, dass mit zunehmender Nähe zum Proletariat, die Abgrenzungsbemühungen von kleinen Angestellten oder Subalternbeamten gesteigert wurden. In der eigenen Wahrnehmung gehörten sie demzufolge ganz klar zu einer Art Mittelstand. Somit basiert für das Milieu des ‚neuen Mittelstands‘ eine gemeinsame

berufsbezogene Identität vor allem auf der Abgrenzung zur Arbeiterschaft, dem Milieu darunter, sowie der angestrebten Nähe zu den höheren Milieus der Bildungs- und Wirtschaftsbürger.

Wie im Verlauf der Arbeit dargestellt, übertrug sich der wahrgenommene berufliche Sonderstatus auch auf die familialen Rahmenbedingungen, die Erziehungs- und Sozialisationsprozesse. Die familiale Sozialisation der Menschen im ‚neuen Mittelstand‘ war bürgerlich ausgeprägt. Sie war nicht rein bürgerlich, weil der dazu notwendige Wohlstand und die jeweiligen Bildungsabschlüsse nicht an das Niveau der bürgerlichen Milieus heran reichten und somit nicht die gleichen Rahmenbedingungen vorhanden waren. Aber sie war teilweise bürgerlich, weil Erziehung und die Gestaltung des familiären Raums bewusst am Bürgertum orientiert waren. Im Verlauf der Arbeit wurde dargestellt, wie die ökonomische Annäherung von Proletariat und ‚neuem Mittelstand‘ die außerberufliche Statusprojektion förderte. Angehörige des ‚neuen Mittelstands‘, dass zeigte Fischers Konsumanalyse, sind dazu geneigt, die reflektierte Besonderheit ihrer beruflichen Position, auf das familiäre Leben zu übertragen. Somit setzt sich die Mentalität des Milieus, ‚Nicht-Arbeiter‘ zu sein, im angestrebten Lebensstil fort. In allen Einkommensbereichen ließ sich der Trend zur repräsentativen Einrichtung der Wohnung und dem Leben in besseren Vierteln erkennen. War das aufgrund der schwierigen finanziellen Lage nicht möglich, wurde zumindest ein ‚trautes Heim‘ eingerichtet, das etwas größer und vor allem gemütlicher war als die ‚typische‘ Arbeiterwohnung. Im Unterschied zu Teilen des ‚alten Mittelstands‘ war die Wohnung nicht mehr Bestandteil der Arbeitsstätte. Darüber hinaus existierte bei der Reflexion der eigenen sozialen Identität eventuell ein Spannungsverhältnis zwischen dem Arbeitnehmerstatus und der angestrebten Selbstständigkeit. Der Wunsch nach einem ‚besseren Leben‘ war sicherlich besondere Motivation für Aufsteiger aus den beschriebenen Herkunftsmilieus. Aufsteiger aus bäuerlichen Milieus bot die Perspektive, ‚bürgerlich‘ – Arbeits- und Privatleben getrennt – zu leben, einen erheblichen Anreiz. Das Gleiche gilt auch für die Aufsteiger aus der Arbeiterschaft. Das gelungene Streben nach Aufstieg und Prestige konnte am besten durch die verbesserte Wohnsituation ausgedrückt werden. Somit entwickelte sich für den ‚neuen Mittelstand‘ insgesamt eine um Abgrenzung bemühte, statusorientierte Mentalität. Dies wirkte sich auch auf die Erziehungsziele aus: Die allgemein bürgerlichen Erziehungsmaxime jener Zeit wurden vom ‚neuen Mittelstand‘ übernommen und zum Teil überinterpretiert. Am späteren Berufsleben orientiert, zählten Fleiß, Korrektheit und Pflichterfüllung – also eine rationale, auf Vernunft basierende Lebensführung. Aufgrund

der Heterogenität der Herkunftsmilieus können, außer diesen allgemeinen Tendenzen, keine weiteren, allgemein gültigen Aussagen getroffen werden. Das Familienleben des ‚neuen Mittelstands‘ war durch die Nachahmung bürgerlicher Lebensführung geprägt, die nach den individuellen Möglichkeiten der Familie jeweils stärker oder schwächer dem bürgerlichen Ideal entsprach. Die Familie stand im Mittelpunkt des ‚neuen Mittelstands‘. Sicherung des eigenen sozialen Status oder der intergenerative Aufstieg waren wichtige Lebensziele. Deswegen war neben der Familie auch das Eigentum eine wichtige Leitkategorie. Somit war die soziale Identität durch die bürgerliche Orientierung geprägt – nur die wenigstens gelang der tatsächliche Aufstieg in das bürgerliche Milieu. Dazu war dann vor allem Bildung das entscheidende Mittel. Es ist folglich davon auszugehen, dass diese mittlere gesellschaftliche Stellung den Angehörigen des ‚neuen Mittelstands‘ bewusst war. Die bürgerliche Orientierung zeichnet das Selbstverständnis aus.

Insgesamt lässt sich das Milieu ‚neuer Mittelstand‘ gut mit den familialen und berufsbezogenen Sozialisationsprozessen beschreiben. Konstitutiv für ein Milieu ist dabei die gemeinsame innere Haltung. Die Genese dieser inneren Haltung konnte zunächst durch die analytischen Ebenen nach Hradil dargestellt werden. Vergemeinschaftung durch Familie, Freunde und Vereine trat in einen engen Zusammenhang mit der Vergesellschaftung und den damit verbunden beruflichen Positionen. Die sich entwickelten Lebensstile und Mentalitäten waren prägend für die Entwicklung von Handlungsmustern. Beispielhaft können hierfür die Wahl des Wohnortes, die Ausstattung mit Kleidern oder die favorisierten Bildungsinstitutionen genannt werden. Folglich muss zur Darstellung einer kollektiven Identität nochmals auf die Vergemeinschaftung eingegangen werden. Hier spielte insbesondere der öffentliche Bereich eine wichtige Rolle. Es wurde dargestellt, dass Vereine als lokal begrenzte Organisationsform beliebt waren. Darüber hinaus entstand ein breites Spektrum an Verbänden die, als Vorstufe der Gewerkschaft, eine heterogene berufsständische Interessenvertretung darstellten. Gemeinsamkeit aller Vereinigungen war die Verbesserung oder der Erhalt der beruflichen und sozialen Stellung. Folglich festigten diese öffentlichen Organisationen das allgemeine Abgrenzungsstreben zur Arbeiterschaft. Im Zuge dieser Entwicklung lässt sich die Entstehung einer kollektiven Identität des ‚neuen Mittelstands‘, zumindest in Ansätzen, nachvollziehen. Aufbauend auf der Beschreibung der sozialen Identität, die sich insbesondere aus dem hervorgehobenen beruflichen, sowie der familialen Statusorientierung konstituiert, ergibt sich eine abgrenzungsorientierte Mentalität für den gesamten ‚neuen Mittelstand‘

gegenüber unteren Milieus. Diese Form der kollektiven Identität wird schließlich durch die Vielzahl von unterschiedlichen, aber größtenteils gleich gerichteten, Interessenvertretungen gefestigt. Gleichzeitig muss dann aber auch nach der historischen Kontinuität gefragt werden. Dies gilt sowohl für die Entwicklungen in der Weimarer Republik, als auch für den Nationalsozialismus. Mit der Nutzung von Kracauers Studie wurden bereits einige Eindrücke aus der Weimarer Republik vermittelt. Fehrmann und Metzner beschreiben, dass sich die Diskrepanz zwischen Arbeitern und Angestellten durch die gewerkschaftliche Organisation weiter erhöhte.<sup>439</sup> Ähnlich wie im Kaiserreich, gab es auch in der Weimarer Republik unterschiedliche Interessengruppen. Der 1916 gegründete ‚Gewerkschaftsbund kaufmännischer Angestellter‘ (GKA) forderte beispielsweise eine Nationalversammlung, ein großdeutsches Reich mit demokratischer Verfassung, sowie eine planmäßige Sozialisierung der Wirtschaft.<sup>440</sup> „Als die kaufmännischen Verbände in ihrem Solidarisierungsdrang eine Gewerkschaft aller Angestellten werden wollten und die Aufnahme von Technikern und weiblichen Mitgliedern erwogen, sträubten sich die deutschnationalen Handlungsgehilfen.“<sup>441</sup> Die aus diesem Konflikt resultierenden Abspaltungen brachten den nationalistischen ‚Gesamtverband der deutschen Angestelltengewerkschaften‘ (Gedag), sowie den liberalistischen ‚Gewerkschaftsbund der Angestellten‘ (GDA) hervor. Der ‚Allgemeine freie Angestelltenbund‘, der sich überwiegend aus Technikern und einigen kaufmännischen Angestellten des ZdH konstituierte, verlor etwas an Bedeutung. Insgesamt stellten die Verbände auch in der Weimarer Republik, zumindest bis zum Verbot von Gewerkschaften 1933, den *Beruf in das Zentrum des Selbstverständnisses*.<sup>442</sup> Die Betonung eines Sonderstatus kann somit als deutliches Kontinuum aufgefasst werden. Für den weiteren Verlauf kann nur kurz darauf verwiesen werden, dass besonders die deutschnationalen Handlungsgehilfen in den Sog der faschistischen Ideologie gerieten, während aus anderen Interessenverbänden der Angestellten niemand zur NSDAP wechselte.<sup>443</sup> Eine genaue Analyse der weiteren Entwicklung des ‚neuen Mittelstands‘ nach dem Kaiserreich kann an dieser Stelle jedoch nicht vorgenommen werden.

Als allgemeiner Ausblick sei darauf verwiesen, dass die vorliegende Arbeit nur erste Tendenzen für die historische Identitätsentwicklung des ‚neuen Mittelstands‘ aufzeigen

---

<sup>439</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 75

<sup>440</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 76

<sup>441</sup> Fehrmann/ Metzner 1981, S. 76 f.

<sup>442</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 81

<sup>443</sup> Vgl. Fehrmann/ Metzner 1981, S. 86

konnte. Es bedarf weiterhin einer vertiefenden Forschungsarbeit, sowie die weitere Sichtung und Auswertung von Quellenmaterial zur dichterem Beschreibung von Sozialisationsprozessen oder dem alltäglichen Leben des ‚neuen Mittelstands‘. Zudem könnten Entwicklungszusammenhänge vom Kaiserreich bis zur heutigen Mittelstandsgesellschaft analysiert werden. Bei dieser thematischen Betrachtung kann die Entstehung aktueller Probleme durch die Historische Bildungsforschung nachvollzogen. „The history of education may highlight historical trends and developments of problems, from processes of education to current problems.“<sup>444</sup> Solche modernen Probleme können beispielsweise die Erosion der ‚ständischen Mitte‘ sein, so wie es Vester et al. beschreiben<sup>445</sup>, sein – die traditionelle Strukturmerkmale auflöst. Des Weiteren gibt es erstaunliche Kontinuitäten seit dem Kaiserreich, auch in Bezug auf die beschriebene Identitätsentwicklung. Eine aktuelle Studie von 1998 beschreibt in diesem Zusammenhang die Struktur des Alltags der Angestellten, im Kontrast zur Arbeiterschaft. Sie zeigt, dass noch heute die „Position der Angestellten im sozialen Raum [...] über jener der befragten Arbeiter“<sup>446</sup> liegt. Eine andere Studie aus dem Jahr 2004 resümiert: „Trotz der Entproletarisierung ihrer Sozillage und Subkultur haben sich schichttypische Eigenheiten der Arbeiterschaft nicht aufgelöst und auch arbeitertypische Begrenzungen der Lebenschancen existieren im Vergleich zu Angestellten in wichtigen Bereichen größtenteils fort, wenn es auch zunehmend Überlappungen vor allem zu den einfachen Angestellten gibt.“<sup>447</sup>

---

<sup>444</sup> Groppe 2011, S. 16

<sup>445</sup> Vester et al. 1993, S. 52

<sup>446</sup> Karrer 1998, S. 251

<sup>447</sup> Weber-Menges 2004, S. 377

## Quellenverzeichnis

**Buber-Neumann, M.** (1998): Eine Potsdamer Kindheit. Ein Polizist mit Pickelhaube und Pfarrer Thüms Höllenvisionen. In: Pörtner, R. (Hg.): Kindheit und Jugend im Kaiserreich. Erinnerungen an vergangene Zeiten. S. 165 – 173. Düsseldorf, Wien und New York.

**Kautsky, K.** (1895): Ein neuer Mittelstand? In: König, M. (Hg.)(1991): Die Angestellten unterwegs. Vom Berufsstand zur modernen Gewerkschaft 1890-1990. S. 111 – 113. Köln.

**Mengers, C.** (1866/1974): Vom Handwerker zum Fabrikarbeiter. In: Emmerich, W. (Hg.): Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland. Band 1: Anfänge bis 1914. Hamburg.

**Peiser, W.** (1998): Hauptmanns ‚Weber‘ machte mich zum Sozialisten. Ein linker Unternehmersohn im kaiserlichen Berlin. In: Pörtner, R. (Hg.): Kindheit und Jugend im Kaiserreich. Erinnerungen an vergangene Zeiten. S. 63 – 69. Düsseldorf, Wien und New York.

**Saul, K./ Flemming, J./ Stegmann, D./ Witt, P.-C.** (1982) (Hg.): Arbeiterfamilien im Kaiserreich. Materialien zur Sozialgeschichte in Deutschland 1871 – 1914. Düsseldorf.

## Literaturverzeichnis

**Beck, R./ Huber, B.** (1995): Lebensläufe. In: Lauterbach, B. (Hg.): Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten. S. 49 – 115. Frankfurt a. M.

**Beck, R.** (1995): Arbeitsräume für Angestellte. In: Lauterbach, B. (Hg.): Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten. S. 152 – 166. Frankfurt a. M.

**Berg, C.** (1991): Familie, Kindheit, Jugend. In: Berg, C. (Hg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band IV 1870-1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. S. 91-145. München.

**Berger, U./ Offe, C.** (1981): Das Rationalisierungsdilemma der Angestelltenarbeit. Arbeitssoziologische Überlegungen zur Erklärung des Status von kaufmännischen Angestellten aus der Eigenschaft ihrer Arbeit als ‚Dienstleistungsarbeit‘. In: Kocka, J. (Hg.): Angestellte im europäischen Vergleich. Göttingen.

**Bergmann, J.** (1973): Das Berliner Handwerk in den Frühphasen der Industrialisierung. Berlin.

**Bourdieu, P.** (1979/1996): Die feinen Unterschiede. Kritik an der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.

**Bourdieu, P.** (1997): Der Tote packt den Lebenden. Hamburg und Paris.

**Brandt, H.-P.** (1972): Industriebürokratie. Versuch einer Soziologie des industrialisierten Bürobetriebes und seiner Angestellten. Stuttgart.

**Bohnsack, R.** (1998): ‚Milieubildung‘. Pädagogisches Konzept und empirisches Phänomen. In: Böhnisch, L./ Rudolph, M./ Wolf, B. (Hg.): Jugendarbeit als Lebensort. Jugendpädagogische zwischen Offenheit und Halt. Weinheim und München.

**Budde, G.-F.** (1994): Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840 – 1914. Göttingen.

**Budde, G.-F.** (1994): Blütezeit des Bürgertums. Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Darmstadt.

**Caruso, M. et al.** (2010): Wozu heute Historische Bildungsforschung? (Manuskript)

**Cassis, Y.** (1995): Wirtschaftselite und Bürgertum. England, Frankreich und Deutschland um 1900. In: Kocka, J. (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Band II: Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger. S. 9 – 34. Göttingen.

**Croner, F.** (1951): Die Angestellten in der modernen Gesellschaft. Eine sozialhistorische und soziologische Studie. Frankfurt a. M.

**Deppisch, H./ Meisinger, W.** (1992): Vom Stand zum Amt. Der materielle und soziale Emanzipierungsprozeß der Elementarlehrer in Preußen. Wiesbaden.

**Ecarius, J./ Wahl, K.** (2009): Bildungsbedeutsamkeit von Familie und Schule. Familienhabitus, Bildungsstandards und soziale Reproduktion – Überlegungen im Anschluss an Pierre Bourdieu. In: Ecarius, J/ Groppe, C./ Malmede, H. (Hg.): Familie



und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen. S. 13-33. Wiesbaden.

**Epkenhans, M./ von Seggern, A.** (2007): Leben im Kaiserreich. Deutschland um 1900. Stuttgart.

**Fehermann, E./ Metzner, U.** (1981): Angestellte und Gewerkschaften. Ein historischer Abriss. Köln.

**Fischer, H.-K.** (2011): Konsum im Kaiserreich. Eine statistisch-analytische Untersuchung privater Haushalte im wilhelminischen Kaiserreich. Berlin.

**Flecken, M.** (1982): Arbeiterkinder im 19. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung ihrer Lebenswelt. Weinheim und Basel.

**Freudenthal, M.** (1978): Strukturelle Merkmale proletarischen Familienlebens zwischen 1880 und 1900. In: Rosenbaum, H. (Hg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den ökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M.

**Freudenthal, M.** (1975): Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Familie vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. In: Rosenbaum, H. (Hg.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. S. 261 – 281. Frankfurt a. M.

**Frie, E.** (2004): Das Deutsche Kaiserreich. Darmstadt.

**Gestrich, A.** (2003): Neuzeit. In: Gestrich, A./ Krause, J.-U./ Mitterauer, M. (Hg.): Geschichte der Familie. S. 364-647. Stuttgart.

**Gippert, W.** (2009): ‚Milieu‘ als Konzept der Historischen Familienforschung. In: Ecarius, J/ Groppe, C./ Malmede, H. (Hg.): Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen. S. 35-56. Wiesbaden.

**Groppe, C.** (2011): History of Education in Germany. Historic Development – Results – Raison d’être. (Manuscript)

**Groppe, C.** (2004): Der Geist des Unternehmertums – Eine Bildungs- und Sozialisationsgeschichte. Die Seidenfabrikantenfamilie Colzman (1649 – 1840). Köln, Weimar und Wien.

**Groppe, C.** (2001): Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890 – 1933. Köln, Weimar und Wien.

**Grundmann, M.** (2006): Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz.

**Hartfiel, G.** (1962): Angestellte und Angestelltengewerkschaften in Deutschland. Entwicklung und gegenwärtige Situation von beruflicher Tätigkeit, sozialer Stellung und Verbandswesen der Angestellten in der gewerblichen Wirtschaft. Berlin.

**Haupt, H.-G.** (1995): Kleine und große Bürger in Deutschland und Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts. In: Kocka, J. (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Band III – Verbürgerlichung, Recht und Politik. S. 81-104. Göttingen.

**Haupt, H.-G.** (1998): Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts. München.

**Hausen, K.** (1978): Die Polarisierung der ‚Geschlechtercharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Rosenbaum, H. (Hg): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den soziökonomischen Bedingungen von Familienformen. S. 161 – 191. Frankfurt a. M.

**Henning, H.** (1984): Die deutsche Beamenschaft im 19. Jahrhundert. Zwischen Stand und Beruf. Wiesbaden.

**Hettling, M.** (2009): Eine anstrengende Affäre. Die Sozialgeschichte und das Bürgertum. In: Müller, S.-O./ Torp, C. (Hg.): Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse. S. 219 – 232. Göttingen.

**Hobsbawm, E.-J.** (1978): Zum Zusammenhang von Erwerbsleben und bürgerlicher Familienstruktur. In: Rosenbaum, H. (Hg): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den soziökonomischen Bedingungen von Familienformen. S. 404 – 412. Frankfurt a. M.

**Horkheimer, M.** (1978): Die Erziehungsleistung der bürgerlichen Familie. In: Rosenbaum, H. (Hg): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den soziökonomischen Bedingungen von Familienformen. S. 425 – 434. Frankfurt a. M.

**Hradil, S.** (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen.

**Kaelble, H.** (1983): Soziale Mobilität und Chancengleichheit im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen.

**Karrer, D.** (1998): Die Last des Unterschieds. Biographie, Lebensführung und Habitus von Arbeitern und Angestellten im Vergleich. Opladen und Wiesbaden.

**Kaufhold** (Vorname nicht bekannt) (1908): Die Fürsorge der konservativen Partei für den Mittelstand. Erörtert auf Grund ihrer Programme, Beschlüsse, und Wahlaufrufe, sowie der Verhandlungen des Reichs- und Landtags. Berlin.

**Klein, M.-B.** (2005): Zwischen Reich und Region. Identitätsstrukturen im Deutschen Kaiserreich (1871-1918). Stuttgart.

**Kocka, J.** (1981): Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850 – 1980. Göttingen.

**Kocka, J.** (1976): Vorindustrielle Faktoren in der deutschen Industrialisierung. Industriebürokratie und ‚neuer Mittelstand‘. In: Stürmer, M. (Hg.): Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870 – 1918. S. 265-277. Düsseldorf.

**Kocka, J.** (1969): Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel Siemens 1847 – 1914. Zum Verhältnis von Kapitalismus und Bürokratie in der deutschen Industrialisierung. Stuttgart.

**Kracauer, S.** (1929/1971): Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland. Frankfurt a. M.

**Lenger, F.** (1986): Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Studien zur Sozialgeschichte der Düsseldorfer Handwerker 1816 – 1878. Göttingen.

**Lenger, F.** (1988): Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800. Frankfurt a. M.

**Lenzen, D.** (1983): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft. Band 9: Sekundarstufe II – Jugendbildung zwischen Schule und Beruf. Teil 2: Lexikon. Stuttgart.

**Linde, H.** (1978): Persönlichkeitsbildung in der Landfamilie. In: Rosenbaum, H. (Hg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den ökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M.

**Lotz, A.** (1909): Geschichte des Deutschen Beamtentums. Berlin.

**Lüdtke, A.** (1991): Lebenswelten und Alltagswissen. In: Berg, C. (Hg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band IV 1870-1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. S. 57-90. München.

**Lundgreen, P.** (1975): Techniker in Preußen während der frühen Industrialisierung. Ausbildung und Berufsfeld einer entstehenden sozialen Gruppe. Berlin.

**Möller, H.** (1961): Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur. Berlin.

**Müller, D. – K.** (1977): Sozialstruktur und Schulsystem. Aspekte zum Strukturwandel des Schulwesens im 19. Jahrhundert. Göttingen.

**Nipperdey, T.** (1995): Deutsche Geschichte 1866 – 1918. Zweiter Band. Machtstaat vor der Demokratie. München.

**Nipperdey, T.** (1994): Deutsche Geschichte 1866 – 1918. Erster Band. Arbeitswelt und Bürgergeist. München.

**Nohl, A.-M.** (2010): Konzepte interkultureller Pädagogik, Eine systematische Einführung. Bad Heilbrunn.

**Pierenkemper, T.** (1987): Arbeitsmarkt und Angestellte im Deutschen Kaiserreich 1880-1913. Interessen und Strategien als Elemente der Integration eines segmentierten Arbeitsmarktes. Stuttgart.

**Pierenkemper, T.** (1982): Allokationsbedingungen im Arbeitsmarkt. Das Beispiel des Arbeitsmarktes für Angestelltenberufe im Kaiserreich, 1880 – 1913. Opladen.

**Pierenkemper, T.** (1981): Der Arbeitsmarkt der Handlungsgehilfen 1900 – 1913. In: Kocka, J. (Hg.): Angestellte im europäischen Vergleich. Die Herausbildung angestellter Mittelschichten seit dem späten 19. Jahrhundert. S. 257 – 278. Göttingen.

**Planck, U.** (1978): Die Eigenart der Bauernfamilie und die bäuerliche Familienverfassung. In: Rosenbaum, H. (Hg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den ökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M.

**Retallack, J.** (2009): Obrigkeitsstaat und politischer Massenmarkt. In: Müller, S.-O./ Torp, C. (Hg.): Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse. S. 121 – 135. Göttingen.

**Ritter, G.-A./ Tenfelde, K.** (1992): Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914. Bonn.

**Röhl, J. C. G.** (1976): Beamtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland. In: Stürmer, M. (Hg.): Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870 – 1918. S. 287-311. Düsseldorf.

**Rosenbaum, H.** (1982): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.

**Rudl, F.-G.** (1975): Die Angestellten im Bankgewerbe 1870 bis 1933. Eine sozialstatistische Untersuchung. Darmstadt.

**Rupieper, H.-J.** (1982): Arbeiter und Angestellte im Zeitalter der Industrialisierung. Eine sozialgeschichtliche Studie am Beispiel der Maschinenfabrikanten Augsburg und Nürnberg (MAN) 1837 – 1914. Frankfurt a. M.

**Schilling, H.** (2003): Kleinbürger. Mentalität und Lebensstil. Frankfurt a. M.

**Schlösser, M.** (1978): Die Familiensituation der Arbeiter. In: Rosenbaum, H. (Hg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den ökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M.

**Schmoller, G.** (1870): Zur Geschichte des deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert. Statistische und nationalökonomische Untersuchungen. Halle/Saale.

**Schneider, L.** (1978): Charakteristika des Haushalts der Fabrikarbeiter. In: Rosenbaum, H. (Hg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den ökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M.

**Schulz, G.** (2000): Die Angestellten seit dem 19. Jahrhundert. München.

**Schulz, G.** (1979): Die Arbeiter und Angestellten bei Felten & Guilleaume. Sozialgeschichtliche Untersuchung eines Kölner Industrieunternehmens im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Wiesbaden.

**Schulz, G.** (1979<sup>b</sup>): Die industriellen Angestellten. Zum Wandel einer sozialen Gruppe im Industrialisierungsprozeß. In: Pohl, H. (Hg.) Sozialgeschichtliche Probleme in der

Zeit der Hochindustrialisierung 1870 – 1914. S. 217 – 266. Paderborn, München, Wien und Zürich.

**Schuon, H.** (1914): Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband zu Hamburg. Sein Werdegang und seine Arbeit. Jena.

**Sombart, W.** (1916): Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Erster Band: Einleitung – Die vorkapitalistische Wirtschaft – Die historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus. München und Leipzig.

**Spree, R.** (1981): Angestellte als Modernisierungsagenten. Indikatoren und Thesen zum reproduktiven Verhalten von Angestellten im späten 19. Und frühen 20. Jahrhundert. In: Kocka, J. (Hg.): Angestellte im europäischen Vergleich. Die Herausbildung angestellter Mittelschichten seit dem späten 19. Jahrhundert. Göttingen.

**Stearns, P.-N.** (1980): Arbeiterleben. Industriearbeit und Alltag in Europa 1890 – 1914. Frankfurt a. M. und New York.

**Szczepanek, G.** (1995): Wochenende und Tanzpalast. In: Lauterbach, B. (Hg.): Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten. S. 404 – 429. Frankfurt a. M.

**Tilly, R.** (1995): Unternehmermoral und Verhalten im 19. Jahrhundert. Indizien deutscher Bürgerlichkeit. In: Kocka, J. (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Band II: Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger. S. 35 – 64. Göttingen.

**Timoschenko, T.** (2005): Die Verkäuferin im Wilhelminischen Kaiserreich. Etablierung und Aufwertungsversuche eines Frauenberufes 1900. Frankfurt a. M.

**Vester, M./ von Oertzen, P./ Geiling, H./ Hermann, T./ Müller, D.** (1993): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Köln.

**Von Saldern, A.** (1973): Vom Einwohner zum Bürger. Zur Emanzipation der städtischen Unterschicht Göttingens 1890 – 1920. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung. Berlin.

**Weber-Menges, S.** (2004): ‚Arbeiterklasse‘ oder Arbeitnehmer? Vergleichende empirische Untersuchung zu Soziallage, Lebenschance und Lebensstilen von Arbeitern und Angestellten in Industriebetrieben. Wiesbaden.

**Wehler, H.-U.** (2008): Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band. Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. 1849-1914. München.

**Wehler, H.-U.** (1994): Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen

**Windolf, P.** (1981): Berufliche Sozialisation. Zur Produktion des beruflichen Habitus. Stuttgart.

**Winkler, H.-A.** (1991): Zwischen Marx und Monopolen. Der deutsche Mittelstand vom Kaiserreich zur Bundesrepublik Deutschland. Göttingen.

**Wunder, B.** (1986): Geschichte der Bürokratie in Deutschland. Frankfurt a. M.

**Ziemann, B.** (2009): Das Kaiserreich als Epoche der Polykontextualität. In: Müller, S.-O./ Torp, C. (Hg.): Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse. S. 51 – 65. Göttingen.

## Verpflichtungserklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorstehende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst habe.

Des Weiteren versichere ich, dass die Arbeit weder teilweise noch insgesamt an der Universität der Bundeswehr Hamburg oder an einer anderen Hochschule von mir eingereicht wurde. Alle Stellen, die wörtlich oder indirekt Veröffentlichungen anderer entnommen sind, habe ich kenntlich gemacht und mich keiner anderen als der Literatur bedient.

Diese Versicherung gilt auch für alle der Arbeit beigegebenen Zeichnungen, Skizzen, Abbildungen etc.

---